



Johannes XXIII. - Preisverleihung

I. Aus dem Bistum

<i>Norbert Arntz:</i>	Predigt in der Eucharistiefeier am 14. Mai 2011	5
<i>Ernst Dertmann</i>	Der Johannes-XXIII.- Preis von PAX CHRISTI.....	10
<i>Norbert Mette:</i>	Norbert Arntz – Konzilspriester und Botschafter der Kirche der Armen	20
<i>Norbert Arntz:</i>	Stufen des Erwachens - ein dankerfülltes Nachsinnen	43
<i>Eberhard Ockel:</i>	Die Verleihungsfeier des Johannes XXIII-Preises am 14. Mai 2011	51
<i>Werner Paschke:</i>	„Ehre sei Gott und Friede auf Erden“ - Studententag der Region östliches Münsterland in Freckenhorst ..	58
<i>Ernst Dertmann / Eberhard Ockel</i>	Pfr. Scheipers bei der Gedenkfeier in Vreden zum Shoatag 2011	67
<i>Norbert Fabian:</i>	„Option für die Armen und Benachteiligten“	74
<i>Wim Wiggwer:</i>	Integration ein dialogischer Prozess – Flüchtlingstag 2011	76
<i>Bernhard Lübbering:</i>	Leserzuschrift	81

II. Dokument

<i>Die Friedenserklärung</i>	von Kingston (Jamaika) 2011	83
------------------------------	-----------------------------------	----

Hinweise

<i>Termine</i>	aktuelle Übersicht	91
----------------	--------------------------	----

IMPRESSUM

Herausgeber: PAX CHRISTI Bistumsstelle Münster

Breul 23, 48143 Münster, Telefon: 0251/511 420, e-mail: muenster@paxchristi.de

Internet: www.muenster.paxchristi.de

Bankverbindung: Darlehnskasse Münster – Kto.Nr. 3 962 600 – BLZ 400 602 65

Redaktion: Ernst Dertmann, Ferdinand Kerstiens, Stefan Leibold, Eberhard Ockel

Layout: Inga vom Rath

Bildnachweis: Privatfotos (Ernst Dertmann, Thomas Garske, Werner Paschke, Publik
Forum)

Druck: Kleyer-Druck, Münster-Roxel

Liebe Freundinnen und Freunde der Pax Christi-Bewegung!

Am 14. Mai haben wir unter großer Beteiligung von Pax Christi Mitgliedern sowie befreundeter Organisationen (Christliche Initiative Romero, Institut für Theologie und Politik, Freckenhorster Kreis u.a.) den ersten Johannes XXIII-Preis an Norbert Arntz verliehen. Es war ein beeindruckendes und ermutigendes Fest.

In dieser Korrespondenz dokumentieren wir die wichtigsten Texte dieser Feier: Die Predigt von Norbert Arntz, die Rede von Ernst Dertmann über Johannes XXIII., die Laudatio von Professor Norbert Mette und die Danksagung vom Preisträger. Die Laudatio übertrifft an Länge unsere sonstigen Texte. Da wir aber darin eine gelungene Verflechtung der Biografie von Norbert Arntz mit den kirchlichen und politischen Kontexten sehen, bringen wir den ganzen Text. In ihm wird auch deutlich, welche Intention unser Preis hat und wie wichtig dies in der gegenwärtigen Krisensituation unserer Kirche ist. Die Dankesworte des geehrten Norbert Arntz geben ein Stück Erinnerungen an den Papst Johannes XXIII. wieder. Eberhard Ockel fasst dann die Eindrücke dieses Tages zusammen.

Den zweiten Schwerpunkt dieser Ausgabe bilden dann Berichte über verschiedene Pax Christi Veranstaltungen in unserer Diözese. Leider findet die Redaktion nicht für alle interessanten Veranstaltungen auch Berichterstatter. Aber es findet immer etwas statt, auch in Eurer Nähe.

Besonders hinweisen möchten wir auf die Einladung zur diesjährigen Diözesanversammlung am 8. Oktober in Coesfeld (in der Mitte des Heftes). Als Referent konnte Norbert Mette gewonnen werden. Bitte beachtet auch die Anmeldefrist, damit die Vorbereitung gut laufen kann.

Die Redaktion ist dankbar über das vielfache positive Echo auf unsere Ausgabe 2011/1 mit den Aufsätzen zu wichtigen Ansätzen des Vatikanum II!

Wir hoffen, Ihr hattet gute Ferien! Auf ein Wiedersehen bei unserer Diözesanversammlung oder beim Politischen Nachtgebet am 18. November freut sich Eure Redaktion

*Ernst Dertmann
Ferdinand Kerstiens
Stefan Leibold
Eberhard Ockel*

Norbert Arntz

„Den Menschen als solchen zu dienen, und nicht nur den Katholiken“ (Johannes XXIII.)

Predigt in der Eucharistiefeier am 14. Mai 2011 in der Edith-Stein-Kapelle des Franz Hitze Hauses
Biblische Texte: 1 Petr. 3, 8-9.13-15 und Joh 9,39-10,21



Den für heute vorgesehenen Evangelientext vom „Guten Hirten“ habe ich nicht verändert, sondern nur erweitert. Bemerkenswerterweise übergeht man nämlich in der Perikopenordnung – der Ordnung der Bibeltexte in der katholischen Liturgie – geflüchtig, dass es sich bei der Hirtenrede Jesu um

eine konfliktive Rede handelt. Stets wird das schöne Bild vom „Guten Hirten“ in Erinnerung gerufen, aber nicht die Konfliktlage, innerhalb derer dieses Bild zur Sprache kommt: unmittelbar nach der Heilung des Blindgeborenen (Joh 9), der im Johannesevangelium symbolisch steht für die ideologisch geblendete Bevölkerung, die ideologisch geblendete Bevölkerung, die durch Herrschafts-Theologie seelisch besetzt ist und durch diese innere Besatzungsmacht geprägt gar nicht mehr wahrnehmen kann, welches befreiendes Wort aus den Vergangenheitserfahrungen des Volkes zur Verfügung steht. Das Bild vom guten Hirten war ein solch befreiendes Bild – im Gegensatz zu der von uns zu Recht als anrühend empfundenen Redewendung vom guten Hirten und den „dummen Schafen“.

Als Israel sesshaft geworden war und sich als Volk konstituiert hatte, nahm es das Bild vom Hirten aus seiner Nomadenvergangenheit auf. In diesem Vergleich sollte ein Maßstab zur Verfügung stehen: Einerseits eine Forderung an die Verantwortlichen in Politik, Wirtschaft und Religion; sie – die Verantwortlichen – hätten sich um das Volk zu sorgen, wie es die Oberhäupter der Nomaden und Hirten getan hatten: gute Weide suchen, sich um die Kranken kümmern, alle gegen wilde Tiere und Räuber beschützen. Andererseits eine Forderung an das ganze Volk: alle hätten füreinander gute Hirtinnen, gute Hirten in diesem Sinne zu sein.



Der Jesus, der das Bild vom guten Hirten aufgreift, hatte kein gesellschaftliches Leitungsamt inne. Er setzt sich in dieser Rede mit jenen auseinander, die eine gesellschaftlich leitende Position bekleiden. Er bietet erneut den alten Maßstab an und deckt auf, wo die Herrschenden sind, die sich auf Kosten des Volkes bereichern, und wo die Hirten zu finden sind, die wollen, dass alle das Leben haben und es in Fülle haben! Für ihn gibt es keine schlimmere Herrschaft als jene, die das einfache Volk des befreienden Gottesnamens beraubt, wenn die religiös, politisch oder wirtschaftlich Herrschenden behaupten, im Namen Gottes zu sprechen und zu handeln, aber sich nicht nach diesem Maßstab richten. Ihnen hält

er vor, dass sie „Diebe und Räuber“ geworden sind, weil sie sich nur noch für ihr religiöses System, ihr Tempel-Bank-System interessieren und ihren Nutzen daraus ziehen, aber kein Interesse mehr an den Lebensbedingungen des einfachen Volkes haben – das Volk ist nur noch zu vergleichen mit den Schafen, die keine Hirten mehr haben (vgl. Mt 6,34.).

Drei Charakteristika, an denen man den guten Hirten erkennt, entdecke ich in der Rede Jesu. Darauf will ich mich hier beschränken.

1. Der gute Hirte wagt den Konflikt mit den herrschenden Mächten und scheut auch nicht davor zurück, es bis zum Ende kommen zu lassen. Nicht, weil er es gesucht hätte, sozusagen wie ein Selbstmordattentäter, sondern weil er Zeugnis dafür ablegen will, dass das Leben für alle möglich werden soll. Überall da, wo Strukturen oder Menschen es verhindern, dass alle das Leben und es in Fülle haben, da muss der Konflikt eingegangen werden.
2. „Ich kenne die meinen und die meinen kennen mich wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne“:
Es gibt zwischen dem guten Hirten und denen, die sich von ihm anregen lassen, kein Verhältnis, das hierarchisch geordnet werden kann, kein Verhältnis der Über- und Unterordnung, sondern eine Beziehung der Freundschaft und Vertrautheit, eine so enge Beziehung, wie sie zwischen „Vater und Sohn“ herrscht, keine Beziehung der Organisation und Verwaltung. Auf dem Hintergrund der „Fusionitis“ können wir diesen Gedanken durchaus auch als einen kritischen Impuls für die gegenwärtigen sogenannten Reformen in der Kirche in Erinnerung behalten.
3. „Ich habe noch andere Schafe, die nicht zu diesem Schafstall gehören. Auch sie sollen meine Stimme hören. Dann wird es eine Herde und einen Hirten geben.“ Mit Jesus, dem guten Hirten, der es wagt, jene, die sich Hirten nennen, herauszufordern, lässt sich kein Exklusivanspruch begründen – weder der Anspruch die einzig erwählte Nation Gottes zu sein, noch der Anspruch die einzig wahre Kirche zu sein. Der gute Hirt gibt sein Leben weder für eine Nationalflagge noch für ein Credo – der gute Hirte gibt sein Leben, damit alle das Leben in Fülle finden, und zwar unabhängig von Nationalflagge und Credo.

Wo erfahren wir heute, was guter Hirt, gute Hirtin heißen könnte?

Oscar Romero in Salvador war so ein Mensch, und Dorothy Stang in Brasilien, Helder Cámara war so ein Mensch, Mary Daly und Dorothee Sölle waren ebenfalls solche Menschen.



Auch Johannes XXIII. war solch ein Mensch: Viele Geschichten, die sich um seine Person ranken, erzählen davon. Ein paar Sätze aus seinen letzten Lebenstagen will ich zitieren. Loris Capovilla, den einige Freundinnen und Freunde von uns bei ihrer Reise nach Sotto il Monte im vergangenen Oktober gesprochen haben, der damalige Sekretär von Johannes und spätere Erzbischof von Loreto, hat sie am 24. Mai 1963 notiert. Als Kardinalstaatssekretär Cicognani und Msgr. Dell'Acqua an seinem Sterbebett standen, sagte Johannes:

„In Gegenwart meiner Mitarbeiter kommt es mir spontan in den Sinn, den Akt des Glaubens zu erneuern [...]. Mehr denn je, bestimmt mehr als in den letzten Jahrhunderten, sind wir darauf ausgerichtet, dem Menschen als solchem zu dienen, nicht bloß den Katholiken, darauf, in erster Linie und überall die Rechte der menschlichen Person und nicht nur diejenigen der katholischen Kirche zu verteidigen. Die heutige Situation, die Her-

ausforderung der letzten 50 Jahre und ein tieferes Glaubensverständnis haben uns mit neuen Realitäten konfrontiert, wie ich es in meiner Rede zur Eröffnung des Konzils sagte. Nicht das Evangelium ist es, das sich verändert; nein, wir sind es, die gerade anfangen, es besser zu verstehen. Wer ein recht langes Leben gehabt hat, wer sich am Anfang dieses Jahrhunderts den neuen Aufgaben einer sozialen Tätigkeit gegenübersah, die den ganzen Menschen beansprucht, wer wie ich zwanzig Jahre im Orient und acht in Frankreich verbracht hat und auf diese Weise verschiedene Kulturen miteinander vergleichen konnte, der weiß, dass der Augenblick gekommen ist, die Zeichen der Zeit zu erkennen, die von ihnen gebotenen Möglichkeiten zu ergreifen und weit in die Zukunft zu blicken!“ (Orientierung Nr. 11/67. Jg. 15. Juni 2003)

Einander dafür zu inspirieren, sind wir hier beieinander.

Ernst Dertmann

Der Johannes-XXIII.- Preis von PAX CHRISTI

Ansprache zur ersten Verleihungsfeier am 14. Mai 2011

Verehrte Anwesende,
liebe Freundinnen und Freunde in PAX CHRISTI,
lieber Norbert,

Menschen macht nicht nur schön, was sie jetzt schon haben und können. Es macht sie auch schön die Sehnsucht danach wie es sein soll, wie es unter uns werden soll. Diese Sehnsucht, dieser alte Traum ist Christen-auftrag und stört unsere Selbstverständlichkeiten. Dieser Traum ist wie die Unruh einer Uhr. Sie treibt unsere Lebensuhr weiter und sagt uns, dass die Zeit des Gelingens noch aussteht und wir nicht in dem Land sind, in dem man wirklich wohnen kann. Deshalb hat die Kirche Leichen im Keller, die sie nicht schlafen lassen. Denn sie hat diese alte Sehnsucht,



die sie beunruhigt - und beunruhigen muss. Und sie hat große Figuren in ihrer Geschichte, die dem Land schon nahe gekommen sind, das für alle bewohnbar ist:

Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen oder Dietrich Bonhoeffer oder Oscar Romero oder Dom Helder Camara oder Martin Luther King oder Johannes XXIII.

Das ist die tiefste Begründung für die Stiftung dieses Preises. Und warum ist er nun konkret benannt nach Johannes XXIII? Ich frage zurück: nach welchem anderen Papst denn sonst könnte er benannt werden – wenn er von PAX CHRISTI kommt – und wenn es denn schon ein Papst sein soll?



In erster Linie geht es bei diesem Preis um Erinnerung an das Zweite Vatikanische Konzil, das Vergegenwärtigen und Bekanntmachen seiner Inhalte und seiner positiven Wirkungen sowie ein Eintreten für seine Umsetzung und Weiterführung.

Auch ganz deutlich: um reaktionären Tendenzen in der Kirche etwas entgegenzusetzen. Die Menschenfreundlichkeit und das Friedensengagement des Konzilspapstes Johannes XXIII. sind dabei besonders im Blick.

In zweiter Linie geht es auch um Aufmerksamkeit für uns PAX CHRISTI im Bistum Münster – einen Verband, der mehr leistet, als oftmals gesellschaftlich und kirchlich wahrgenommen und von den Medien gewürdigt wird!

Ich soll die Namensgebung begründen. Also rede ich vom Vorbildhaften.

Angelo Roncalli heißt auch „Aggiornamento“. Damit inspirierte Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil. Ins deutsche am genauesten verdolmetscht mit „Verheutigung“ und „Vertäglichung“: Verheutigung der Kirche und Vertäglichung des Glaubens. Es war das Anliegen Johannes' XXIII., das Geheimnis der Kirche in unserer Zeit wieder als

Segen lebendig (das meint Verheutigung) und so für die Menschen in ihrem alltäglichen Leben wieder greifbar werden zu lassen (das meint Vertäglichung). Also so zu sprechen, dass Menschen sich in der Kirche wieder erkennen können und im Innersten ergriffen und angesprochen werden. Er wollte die Glaubenswahrheiten den Menschen nicht als Nüsse vorwerfen, die sie ungeknackt verschlingen sollten.

Johannes war der nachdenkliche Papst, der dazu stand, nicht auf alles eine Antwort zu wissen, er ermunterte zum Dialog und er hörte zu. „*Vorrang hat die Suche nach Gemeinsamkeiten. Ganz einfach: wir versammeln uns und hören mit den Streitigkeiten auf!*“ wie er sagte. Und: „*Ich bin ja nur der Papst!*“ – „*Papst werden kann jeder, das beste Beispiel bin ich!*“ – „*Ich bin Josef, euer Bruder!*“ - „*Wenn es mir zu bunt wird, sage ich mir: Ach, Angelo, nimm dich nicht so wichtig.*“ – „*Mein lieber Sohn, mach dir doch nicht so viele Sorgen. Du kannst versichert sein, dass dich Jesus beim Jüngsten Gericht nicht fragen wird: Und wie bist du mit der Kurie in Rom ausgekommen?*“

Das war Papst Johannes XXIII.: das freundliche Gesicht des Glaubens: neugierig, dialogbereit, lernfähig. Bereit mit „allen Menschen guten Willens“ zusammenzuarbeiten, wie es in seiner Friedenszyklika „*Pacem in terris*“ hieß. Er war ein Papst des Gesprächs, von dem Kardinal Suenens sagte: „*Johannes XXIII. hat die Schallmauer durchbrochen. Sein Wort hat ein Echo wachgerufen. Die Menschen haben seine Stimme erkannt, eine Stimme, die zu ihnen von Gott sprach und also von menschlicher Brüderlichkeit, von der Herstellung sozialer Gerechtigkeit, vom Friedensschluss auf Weltebene. Sie haben einen Anruf gehört, der sich an das Beste von ihnen wandte, und sie haben aufgeschaut zu diesem Menschen, dessen Güte sie Gott ahnen ließ.*“

Seine Wahl zum Papst hat eine tiefe Zäsur in der katholischen Kirche markiert: vom Absolutismus der Piuspäpste zur Kollegialität des Johannespapstes, von römischen Machtsprüchen der Piuspäpste zum Dialog des Johannespapstes mit Theologen anderer Traditionen, zum Dialog mit Andersdenkenden, darunter auch Kommunisten und Atheisten. Und also auch zur Anerkennung der Eigenständigkeit politischen und sozialen Handelns aus eigenem Gewissen. Er wagte es, die Zeichen der Zeit

zu erkennen und auszusprechen und dabei Mauern zu überspringen. Er wollte eine freiere und offenere, auch ökumenischere und weltlichere Kirche als die der Abgrenzungen und der Verbote. Er wollte nicht die



letzte Epoche der Kirchengeschichte festhalten, sondern an deren „lange Dauer“ mit synodalen, mit demokratischen Elementen anknüpfen. Und von dieser „langen Dauer“ verstand der Historiker Roncalli weitaus mehr als der Jurist Pacelli.

Sogleich und radikal änderte Johannes den päpstlichen Stil. Dom Helder Camara sah ihm die Sehnsucht an, dass er von vatikanischem Pomp und Firlefanz befreit werden müsse. Seine Vorgänger waren menschlich unnahbare Hierarchen im Vatikan, die Audienzen erteilten, Enzykliken verfassen ließen und dafür - wie auch für den Inhalt ihrer Reden vor „Pilgern“ - Gehorsam forderten.

Johannes XXIII. verließ die engen Bezirke des Vatikan, er sah sich in seinem Bistum um, er fuhr und lief in die Stadt - unterwegs zu den Menschen, besuchte Kirchen, Krankenhäuser, Gefängnisse, Waisenhäu-

ser, Kulturinstitute und Ausstellungen. Mit einfachen Leuten sprach er ebenso wie mit Ministern, Kardinälen und Königinnen. Das war keineswegs Schlichtheit des Gemüts - wie Konservative aus katholischen Oberschichten meinten und meinen - sondern beruhte vielmehr auf einem großen, im weitesten Sinne historischen Konzept: Papst Johannes stellte pastorale Aufgaben wieder her.

Verurteilungen von Evolutionstheorie, Existentialismus und Historizismus lehnte er ab und er lehnte es ab, das Lehramt über die Forschung



zu stellen und damit die wissenschaftliche Moderne zu verteufeln. Schreibverbote und Entfernungen aus Lehrämtern waren bei den Piuspäpsten - und bei seinen Nachfolgern - nicht selten. Johannes XXIII. hat die Gemaßregelten rehabilitiert und wesentlich an den Arbeiten des Konzils beteiligt. Er wollte, dass die Kirche lebenswürdig und im Gespräch mit allen ist und bleibt - und für sie da ist. Deshalb lebte er vor, dass auch die Hirten auf Lehrer angewiesen sind. Und die Lehrer waren für ihn die Geschichte, die Wissenschaftler, die Gläubigen. Er gab den Bischöfen ihre Mitverantwortung für die Kirche insgesamt zurück und

eröffnete einen breiten Prozess der Diskussion und der Reflexion über Kirche und Christentum in der säkularisierten Welt. Papst Johannes hat dafür gesorgt, dass dieser Prozess frei erfolgen konnte.

Der große Papst, der papa buono! Sein Markenzeichen: herzlichste Zuwendung zu allen und das Öffnen der Fenster der Kirche zur Welt hin, damit vor allem der Geist Gottes in sie einströme und den Mief und Muff verjage. Er selber sagte: „*Seht in mir nicht den Politiker und nicht den Diplomaten, sondern seht in mir ausschließlich den Seelenhirten, der berufen ist, seine Mission an den kleinen Leuten zu erfüllen, so wie es der Auftrag des Herrn ist*“.

Er startete Reformen und brach mit vielen Traditionen. Seinen Audienzen gab er einen väterlichen und narrativen - keinen belehrenden Ton. Davon fühlten sich die Menschen angesprochen, weil sie dahinter die Wahrfähigkeit und Güte seines Wesens spürten. Er nahm mitten in der Gemeinde als *ein* Teil des Volkes Gottes betend und singend an Gottesdiensten teil. Er vollzog nach Jahrhunderten öffentlich am Gründonnerstag die Fußwaschung - an einfachen Gläubigen. Kein Schauspiel, sondern ein bewusst gesetztes Zeichen.

Und Johannes XXIII. formulierte genau: „*Die Höhe des Arbeitslohnes darf nicht dem freien Wettbewerb überlassen bleiben, sie darf auch nicht vom Stärkeren diktiert werden. Sie muss sich unbedingt an dem Maßstab der Gerechtigkeit halten. Alles andere ist schwere Sünde, die in der ungerechten Struktur der Gesellschaft liegt*“.

Die Grundlagen des Friedens auf Erden umriss der Papst so: „*Stellen wir gleich zu Beginn fest, das jeder Mensch das Recht auf Leben hat, das Recht auf die Unversehrbarkeit des Leibes sowie auf die notwendigen Mittel zu angemessener Lebensführung, nämlich besonders auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erholung. Und das in Gerechtigkeit. Denn Gerechtigkeit ist ein anderes Wort für Frieden*“.

Mit seinem Weg eines neuen Verhältnisses zum Judentum betrat er nicht nur völliges Neuland, sondern ein total vermintes Gelände. Innerkirchlich kamen die bekannten Schemata des Antijudaismus zum Vorschein. Das

alles fand Ausdruck in allen möglichen und unmöglichen Pamphleten und Hetzschriften gegen ihn – und die kamen vor allem aus dem Vatikan. Das Konzilsdokument „Nostra Aetate“ hat ihn als Vater.

Johannes XXIII. hatte ein Gespür für das, was sich im Bewusstsein der Kirche veränderte – und: er hatte den Mut, ihm zum Durchbruch zu verhelfen. Innerhalb der Kirche sollte ein freiheitlicher Geist sein. Neue Wege zur Annäherung der katholischen und nichtkatholischen Christen sollten beschritten werden. Er richtete erstmals den Blick auf die sozialen Fragen in den Entwicklungsländern und das Verhältnis zwischen Nord und Süd. Und die Kirche müsse wieder „eine Kirche der Armen“ werden, wie er vor Beginn des Konzils sagte. Gotteserkenntnis war ihm identisch **auch** mit dem Recht-Schaffen für die Armen.

Als erster Papst richtete er im April 1963 sein Lehrschreiben „Pacem in terris“, in dem er die politische Situation des Atomzeitalters analysierte und Wege aus der Gefahr aufzeigte, an alle Menschen guten Willens. Darin fordert er generell, „daß Atomwaffen verboten werden“.

Aus der „schrecklichen Zerstörungsgewalt der modernen Waffen“ schließt Johannes XXIII.: „Darum ist es in unserer Zeit, die sich des Besitzes der Atomkraft rühmt, vernunftwidrig [alienum est a ratione; Wahnsinn], den Krieg als geeignetes Mittel zur Wiederherstellung verletzter Rechte zu betrachten.“

Johannes XXIII. war ein erstaunlich natürlicher und zugleich übernatürlicher Mensch. Natur und Gnade waren eine lebendige Einheit: voller Charme und Originalität. Er war übernatürlich auf gleichsam ganz natürliche Weise. Er war natürlich mit einem solchen übernatürlichen Geist, dass sich keine Nahtstelle finden ließ. Er atmete den Glauben genauso wie er auch physische und moralische Gesundheit atmete: mit vollen Lungen. Er stand mit beiden Füßen auf der Erde und interessierte sich für die täglichen Sorgen der Menschen mit Mitgefühl. Aber er stand auch mit beiden Füßen in der Welt der Übernatur, im vertrauten Umgang mit Gott. Diese gelungene Verbindung von Natur und Gnade erklärt jene andere bei Johannes` XXIII.: die so erstaunliche Einheit zwischen seinem Leben und seiner Lehre. Bei ihm findet sich keine Zwiespältigkeit.

Der Papst erleuchtete die Menschen selbst durch sein Leben: Licht und Wärme waren bei ihm untrennbar verbunden wie bei der Sonne, die alles auf Erden erleuchtet und erwärmt. So ist Johannes XXIII. der Welt erschienen, nicht wie eine Tropensonne, die durch die Stärke des Glanzes blind macht, sondern wie die demütige und vertraute Sonne aller Tage, die einfach da ist, auf ihrem Posten, immer sich selbst treu, auch wenn sie augenblicklich eine Wolke verdeckt, und die man kaum bemerkt, so sicher ist man ihrer Gegenwart. Er hat die Erde den Menschen wohnlicher, weil hoffnungsvoller hinterlassen. Mit dem Bild dieses Papstes vor Augen hatten die Menschen weniger Angst in ihrem Alltag. Davon zeugen viele Dokumente.



Und ist es nicht so: dass die Kirche zu seiner Zeit so viel Ansehen gewonnen hatte, so viel Hoffnung geweckt, dass selbst Kirchenkritiker und Glaubensferne und Atheisten mit Bewunderung auf diesen Papst schauten? Kurzum: ein neues Pfingsten brach mit ihm an.

Am Ende seines Lebens 1963 dauerte der Todeskampf des Papstes Johannes 83 Stunden. Die Kraft des Herzens war die wohl auffälligste

Eigenschaft dieses Papstes: „*Sein Herz war eines von Gottes Meisterstücken*“ sagte Kardinal Franz König, Internationaler Präsident von PAX CHRISTI. Von dieser Person gingen so starke menschliche Kräfte aus, dass Hannah Arendt, die große jüdische Philosophin, von ihm sprach als den „*einzigsten Papst, der als einfacher Mensch allen Menschen nahe war*“.

In der Eröffnungsrede zum Konzil hatte Johannes - unverwechselbar er selbst – seinem Optimismus Ausdruck gegeben. Er spottete über „*Andeutungen mancher Seelen, die zwar vor Eifer glühen, aber nicht mit übermäßig viel Sinn für Klugheit und rechtes Maß begabt sind*“ und erinnerte mit souveräner Gelassenheit daran, dass die Kirche auch in der Vergangenheit nicht nur aus lauter Heiligkeit bestanden habe – „*als ob zur Zeit der früheren Ökumenischen Konzile alles vor sich gegangen wäre in vollem Triumph der christlichen Idee und des christlichen Lebens und der rechten religiösen Freiheit*“.

Roncalli unterschied zwischen dem Irrtum und dem Irrenden, und er hielt seinen Freunden die Treue, auch als diese der Kirche nicht mehr angehörten.

Drei Jahre lang bereitete Johannes XXIII. das Konzil vor mit einem grenzenlosen Optimismus und mit nicht geringerer Hartnäckigkeit. „*Die Menschheit braucht weder siegreiche Kriege, noch geschundene Völker; sie braucht einen tiefen, sicheren und ewig währenden Frieden und glückliche Menschen.*“ (Johannes XXIII.)

Johannes XXIII. wird in der Geschichte der Papst der freundlichen Einladung zum Dialog, der Papst der Hoffnung bleiben. Er ist – Polen zur Zeit ausgenommen – der beliebteste Papst des Volkes in aller Welt - und der bis heute am meisten verhasste im Vatikan, wie Hans Küng bezeugt. Er hat deutlich gemacht, dass Tore dazu da sind, dass man sie bewegt. Sie können nicht zu jeder Stunde offen stehen, sonst findet man nicht zu sich selbst. Aber, sie sind dazu da, immer von neuem geöffnet zu werden. Das gehört zur Identität dieses Preises deutlich dazu. Gefragt, ob nicht so ein Preis zu viel Staub aufwirbelt, ist meine Antwort: ich gebe zu bedenken - wo Staub aufgewirbelt wird, da liegt auch welcher.

Johannes XXIII. hat durch sein Beispiel Türen geöffnet, durch die auch wir heute gehen können! Mit der Verleihung des Johannes XXIII.- Preises ehren wir den Roncalli-Papst, wir danken den Preisträgern und wir beschenken uns selbst.

Norbert Mette

Norbert Arntz – Konzilspriester und Botschafter der Kirche der Armen

Laudatio anlässlich der ersten Verleihung des Johannes XIII-Preises von Pax Christi im Bistum Münster am 14. Mai 2011

In der Urkunde zur Verleihung des Johannes XXIII-Preises 2011 heißt es, der vom für die Wahl eingerichtete Beirat erkorene Preisträger Norbert Arntz erhalte diesen zum ersten Mal heute verliehenen Preis. „weil er die Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgenommen, weiterentwickelt und weitergedacht hat und in seinem menschennahen und menschenfreundlichen Engagement dem Frieden, der Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung verhaftet ist“. Im Folgenden möchte ich – dem bisherigen Lebensweg von Norbert Arntz folgend und einzelne Stationen in ihren größeren Kontext einordnend – versuchen, auch wenn es nur fragmenta-



risch erfolgen kann, diese knappe Begründung inhaltlich anzureichern und sie so konkreter werden zu lassen. Übrigens hat Norbert Arntz Veronika Hüning gegenüber, als sie ihm die Entscheidung des Beirats mitteilte, spontan geäußert, er habe zwei Großväter, einen leiblichen und einen kirchlichen bzw. geistlichen; letzter sei Papst Johannes XXIII.

Norbert Arntz ist 1943, knapp zwei Jahre vor Beendigung des 2. Weltkrieges und der Befreiung Deutschlands durch die Alliierten von der Nazi-Diktatur, geboren worden, und zwar in Kleve am Niederrhein. „Vom Niederrhein“ hat er einmal gesagt, um seine religiöse Wurzel verständlich zu machen, diese Gegend sei „bis in die Knochen katholisch“ – jedenfalls damals noch. „Ich war Messdiener, Obermessdiener, habe die ganze Ministrantenhierarchie durchlaufen, habe große Liturgien sehr feierlich mitgestalten können. Dafür bin ich immer noch dankbar. Das ist sozusagen katholischer ‚Mutterkuchen‘ gewesen.“ (173f) Als dem Ältesten folgten ihm drei Brüder. Sein Vater starb noch vor der Geburt des jüngsten Bruders, die Mutter verunglückte tödlich, als er 21 Jahre alt war. Er äußert dazu: „Ich hab sozusagen mit 8 Jahren meine Kindheit beendet, mit dem Tod unseres Vaters, und bin dann ständig ... wurde ständig in die Vaterrolle gezwungen, die ich als Kind überhaupt noch nicht wahrnehmen konnte.“ (11) Wie sehr ihn das belastet und überfordert hat, erwies sich spätestens in dem Moment, als er, nachdem er von dieser Verantwortung entlastet war, in eine tiefe Depression fiel, aus der er sich mühsam herausarbeiten musste. Für sein weiteres Leben lernte er daraus: Du darfst Dich als Teil eines größeren Zusammenhangs sehen und musst niemals allein verantwortlich sein.

Nicht zuletzt wohl aus dieser Erfahrung heraus ist es für Norbert Arntz wichtig, ja zu seinem Lebenselixier geworden, in einem Gruppenzusammenhang leben und arbeiten zu können. „Die Gruppe, in der man zusammen lebt und arbeitet“, so sagt er, „ist für mich eine strukturelle Lebenshilfe geworden und zwar auch im spirituellen Sinn. Für mein emotionales und intellektuelles, aber auch für mein spirituelles Leben ist die Gruppe eine wichtige Lebensquelle. Ich bin eben ein Subjekt in Gemeinschaft.“ (177f)

Zum ersten Mal, so erzählt er, habe er das intensiv an seiner ersten Kaplansstelle erfahren dürfen. Gemeinsam hätten sie dort im Pfarrhaus als Gruppe zusammengelebt, in der sie sich gegenseitig gestützt und angeregt hätten. Als besonders hilfreich habe er diesen Zusammenhalt – bei allen inneren Auseinandersetzungen, die es auch gegeben habe – in einer Konfliktsituation erfahren können, als er mit einer Predigt zum

Volkstrauertag, in der er die Unfähigkeit zu trauern angesprochen und die Zivildienstleistenden als beispielhaft für eine gelingende Trauerarbeit gewürdigt habe, den Zorn des Verbandes der Kriegshinterbliebenen und Kriegsbeschädigten auf sich und die gesamte örtliche Geistlichkeit gezogen habe. Auch wenn seine Kollegen ihm mehr Klugheit und Vorsicht gewünscht hätten, hätten sie nach außen solidarisch zu ihm gestanden. Dieses Vertrauen habe ihn nicht nur in dieser Situation gerettet, sondern ihn darüber hinaus in seinem kirchlichen Amt verbleiben lassen.

Dort als Gruppe zusammenleben und –arbeiten zu können, bekräftigte Norbert Arntz schließlich auch in seinem Vorhaben, ein paar Jahre in Peru zu verbringen und dort pastoral zu arbeiten. Doch damit haben wir schon weit in seinem Lebensweg vorausgegriffen.

An vorherigen Stationen sind zu nennen: 1963 Abitur am Gymnasium in Kleve, 1963-1968 Studium der katholischen Theologie in Münster und München mit dem Ziel, Priester zu werden. Das Studium fiel also mitten in die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und die sich unmittelbar anschließende nachkonziliare Aufbruchszeit. Dieses Konzilerlebnis hat ihn für sein weiteres Leben existenziell tief geprägt. Und von daher ist es sein bleibendes Anliegen und setzt er sich vehement dafür ein, den Geist dieses Konzils in Kirche und Welt lebendig zu halten. Wenn vor einiger Zeit ein Bischof in Deutschland gesagt hat, es sei beruhigend, dass die Zeit der „Konzilspriester“ langsam, aber sicher auslaufe, dann kann die angemessene Antwort darauf nur sein, „Konzilspriester“ als Ehrenbezeichnung zu betrachten. In diesem Sinne ist Norbert Arntz bis in sein Herzblut hinein „Konzilspriester“.

Seine Priesterweihe erfolgte fünf Jahre nach dem Konzil, im Jahr 1970 in Münster. 1970-1982 war er in verschiedenen Pfarreien als Kaplan eingesetzt: in Waltrop, in Wesel und in Duisburg-Walsum. Was schon aus dieser Zeit auffällt, ist das starke soziale Engagement, mit dem Norbert Arntz sein Verständnis von pastoraalem Wirken verband. Vor der Priesterweihe hatte er ein Industriepraktikum als Fließbandarbeiter unter Begleitung des Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie-gesellschaft in Mainz absolviert. Für seine Kaplanstätigkeiten führt er als Schwerpunkte u.a. an: Jugendzentrumsarbeit, Obdachloseninitiativen,



Gemeinwesenarbeit, kinder- und jugendpädagogische Maßnahmen, Dritte-Welt-Gruppen. Zur Unterstützung dieses Engagements erwarb er sich in Weiterbildungskursen theoretische und praktische Kenntnisse in kommunikativem und pädagogischem Handeln. Bereits in dieser Phase wird der programmatische Stellenwert ersichtlich, den Norbert Arntz für sein priesterliches Wirken mit seinem Weihespruch zum Ausdruck bringen wollte – einem Zitat des französischen Arbeiterpriesters Jean Cardonnel: „Der Herr, an den ich glaube, geht niemals auf die Jagd. Aber das sagt noch viel zu wenig: Er steht vielmehr immer aufseiten des Wildes; ja er ist das Wild!“

Im Übrigen machte er keinen Hehl daraus, wo er sich kirchenpolitisch beheimatet fühlte: Er wirkte aktiv bei der „Initiative Kirche von unten“ mit und gehört seit den Anfängen auch zum Freckenhorster Kreis. Hinzu-kommen seine Mitgliedschaften in Pax Christi und weiteren kirchlichen Reformbewegungen.

Im August 1980 – so berichtet Norbert Arntz – wurde eine Anzeige in der „Orientierung“ für ihn zum An-Ruf: „Priester für den Einsatz in der

ritten Welt gesucht“. Im Kontakt mit der Missionsgesellschaft Bethlehem in der Schweiz ergab es sich, dass er sich mit dem Ehepaar Marie-Theres Höfer-Schulze und Rolf-Michael Schulze zu einem Pastoral-Team zusammenschloss, das gemeinsam mehr als fünf Jahre – vom März 1983 bis zum November 1988 – im sozial-pastoralen Einsatz in Peru tätig war.

Er bezeichnet diese Zeit als seine entscheidenden Lehrjahre – Lehrjahre in verschiedenerlei Hinsicht: für längere Zeit die bisherige Heimat und alles, was sich damit verbindet, aufzugeben; in ein fremdes Land zu kommen und eine fremde Sprache zu lernen; sich an ein aus hiesiger



Sicht sehr einfache, teilweise primitive Lebensbedingungen zu gewöhnen; mit fremden Leuten und ihren total anderen Lebensgewohnheiten und Bräuchen bekannt zu werden; aber Lehrjahre schließlich in einem viel radikaleren Verständnis, nämlich sich von den armen Menschen im Hochland der Anden das Evangelium neu durchbuchstabieren zu lassen und es so von Grund auf neu zu erlernen.

Nach einem kurzen Eingewöhnungsaufenthalt in Lima wurde für das Pastoralteam die Pfarrei Santa Isabel de Pucará im Bistum Puno zum Einsatzort. Pucará ist 3850 m hoch in den Südanden Perus gelegen – mit Temperaturschwankungen bis zu 35° Celsius innerhalb von 18 Stunden – und besteht aus mehreren kleinen Ortschaften (comunidades) und drei großen Dörfern. Insgesamt gehörten damals zur Pfarrei knapp 17.000 Einwohner, überwiegend Quechua-Indianer/innen, teilweise weit verstreut. Allein zu den beiden Dörfern waren 4 bzw. 15 km zurückzulegen, zu den Comunidades bis zu 25 km und mehr – und das für die Campesinos und Campesinas in der Regel zu Fuß.

Was das Pastoral-Team bei seiner Ankunft in Pucará vorfand, war aller andere als einladend: „Das Pfarrhaus war in einem total verwahrlosten Zustand: Wo man auch hinsah, Löcher und Ritzen durchzogen sämtliche Wände und Decken, ja sogar in den Fußböden gab es Ein- und Austrittspforten für eine siebenschwänzige Mäusefamilie. Schwarzgrau gefleckt war der allgemeine Farbton der Wände, nur in der Küche schien man Russ, Fett und Schimmelpilz bevorzugt zu haben. Defekte Fensterscheiben und nicht schließende Türen ließen immer eine leichte Brise aufkommen, und so mangelte es uns auch nicht an dem nötigen Sauerstoff. Luft gab es aber auch reichlich in den Wasserleitungen. Und sie funktionierten so gut, dass es aus allen Rohren und Hähnen tropfte, aber dort, wo es eigentlich hätte fließen sollen, da versiegte die Quelle. Ähnlich schien es auch mit den Lichtquellen, so dass die Stromleitungen, die wie Wäscheleitungen in den Zimmern hingen, nur wie Attrappen wirkten. (sc. Strom gab es übrigens normalerweise zwischen 18 und 21 Uhr, aber nicht immer; ansonsten diente die Kerosin-Lampe als Wärme- und Lichtquelle.) Vergeblich hielten wir Ausschau nach brauchbarem Mobiliar und einem Hausrat, denn das Wenige, das wir vorfanden, war entweder reif für Brennholz oder für die Müllhalde oder aber bedurfte einer mehrtägigen Reinigung oder gründlicher Renovierung.“ (Rundbrief Nr. 2, 2).

Ihrer neuen Pfarrei kündigte sich das Pastoral-Team wie folgt an: „Liebe Brüder und Schwestern, an diesem Pfingstfest wollen wir uns als neues Pastoral-Team – als ein Pfarrer in drei Personen – für Pucará, Choque-

huanca und Tirapata vorstellen. Wir wollen dem Aufbau Eurer Gemeinden dienen, indem wir Freude und Hoffnung, Trauer und Angst Eures Volkes teilen. Wir kommen aus Deutschland, einem Land mit anderen Traditionen, Sitten und Gebräuchen, aber als Brüder und Schwestern im selben Glauben und der gleichen Kirche. Wir bitten euch um Geduld und Verständnis, weil wir es nur langsam lernen werden, an Eurem Leben teilzunehmen.“ (ebd., 6)



Von ihrem Wirken in Pucará haben die drei agentes pastorales – zu denen im August 1985 noch Katharina hinzukam, ein elternloses Baby, dessen sich Marie-Theres und Michael angenommen haben – bis zum Abschied von Norbert in 16 Rundbriefen – „En camino“ (unterwegs) betitelt – regelmäßig berichtet. So vermittelten sie für die deutschen Leser/innen aus der Ferne lebendige Einblicke in ihr Tun und den Kontext, in dem das geschah. Themen, die sich aus der Situation heraus ergaben, waren: die Lage der indigenen Frauen und die Bewusstseinsbildungsarbeit mit ihnen; die katastrophalen Folgen einer langen Dürreperiode; die Befähigung der Leute zum Dienst als Animadores und Promotoras; die Auseinan-

dersetzung um die Theologie der Befreiung; die völlig unzureichende medizinische Betreuung und das Bemühen, das durch Aufklärungsarbeit in der Bevölkerung wenigstens ansatzweise zu kompensieren; die politische Situation in Peru; die Ausbreitung von Schrecken und Gewalt durch den Sendero Luminoso und das Militär und damit verbunden die immer wieder vorkommende massive Verletzungen von elementaren Menschenrechten; der Aufwand, den notwendig gewordenen Einkauf in der nächst gelegenen größeren Stadt zu tätigen; die Praxis der Taufkatechese und der Ehevorbereitung; das Leiden der Leute unter der alltäglichen Korruption in kommunalen Behörden und staatlichen Einrichtungen u.a.m.. Wenn man diese Themen so zusammengeballt zu hören bekommt, drängt sich der Eindruck auf, das alles sei ja nur noch zum Verzweifeln. Genau dies vermitteln die Rundbriefe jedoch nicht. Sie sind durch und durch getragen von der Zuversicht, dass die derzeitige Lage nicht das letzte Wort hat, sondern dass sich etwas verändern kann – im Vertrauen auf den Gott der Bibel, der auf der Seite der einfachen und armen Leute steht, und im solidarischen Zusammenhalten und – gehen als sein Volk.

Um das einordnen und damit besser nachvollziehen zu können, muss wenigstens in groben Zügen der größere Zusammenhang skizziert werden, innerhalb dessen sich die Arbeit des Pastoral-Teams vollzogen hat: der enorme Umschwung, der damals sowohl bewusstseinsmäßig als auch praktisch in der Kirche in der südlichen Andenregion Perus im vollen Gange war.

Der Surandino, wie diese Region in Peru genannt wird, erstreckt sich von Cuzco bis zum Titicaca-See und ist ein geographisch und kulturell relativ einheitliches Gebiet. Sprache und Kultur sind besonders durch die Quechua- und Aymara-Stämme geprägt. Sozial und wirtschaftlich zählt diese Region zu den ärmsten und am meisten vernachlässigten in Peru. Kirchlich gehörte der Surandino ursprünglich zu dem im Jahre 1537 gegründeten Bistum Cuzco. In den 50- und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist diese Region durch die Gründung einiger Prälaturen, die inzwischen teilweise Diözesen geworden sind, neu strukturiert worden. Neben Cuzco umfasst sie seitdem die Prälaturen bzw. Bistümer Ayaviri, Chuquibambilla, Juli, Puno und Sicuani. In den siebziger Jahren hat sich

eine enge Zusammenarbeit zwischen diesen Prälaturen bzw. Bistümern und ihren Bischöfen entwickelt. Nach der Besetzung mit konservativen Bischöfen haben sich Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre das Bistum Cuzco und die Prälatur Chuqibambilla aus dieser Zusammenarbeit ausgeklinkt. Die Seelsorge im Surandino lag und liegt teilweise bis heute in den Händen verschiedener weiblicher und männlicher Kommunitäten, die theologisch und pastoral vom 2. Vatikanischen Konzil geprägt waren und aus deren Praxis heraus die Theologie der Befreiung erwuchs.

Wie es um die traditionelle Pastoral und Katechese im Surandino bestellt war, hat Josef Sayer plastisch geschildert: „Das Bild der traditionellen Kirche, das die Campesinos mir schilderten, war erschreckend: Ein Pfarrer, der ein- bis zweimal pro Jahr zu Festen in den Ort kam, bei diesen Anlässen dann eine Vielzahl von 'Privatmessen' las – nicht einmal zehn Minuten pro Messe und für reichliche Bezahlung –, ein Pfarrer, der pro Familie ein Schaft und die erste Furche von der Ernte einforderte, als Gegenleistung aber im wesentlichen nur jene 'Schnellmessen' für die Seelenruhe der Toten, für die Gesundheit oder zu Ehren der Heiligen 'zelebrierte' - Messen ohne Beteiligung des Volkes. Während der Priester immer wieder rasch und rituell die Worte der Messtexte für sich herunterlas, beten jene, die die Messe bestellt und bezahlt hatten, immer wieder die gleichen Gebete: Vater unser, Gegrüßet seist Du Maria, das Glaubensbekenntnis, Ich bekenne Gott dem Allmächtigen.“ (Die evangelisatorische Macht der Armen, in: *Diakonia* 20 (1989) 272-275, hier: 273) Auf solche Weise ausgeübte Pastoral und Katechese waren nichts anderes als ein Spiegelbild der herrschenden politischen und soziokulturellen Verhältnisse, die allenthalben durch Unterdrückung, Ausbeutung und Entfremdung der indigenen Bevölkerung gekennzeichnet waren und wozu die Kirche noch die Ausnutzung der religiösen Gefühle der Leute beisteuerte.

Vor dem Hintergrund dieser traditionellen pastoralen Praxis, die die Kirche dem Volk trotz mehrhundertjähriger Präsenz nie hat wirklich nahezubringen vermocht hat, wird ersichtlich, welcher radikale Umbruch mit dem Ansatz einer Pastoral der Befreiung verbunden gewesen ist, eine pastorale Linie, auf die die Kirche der Südanden sich – anfangs

geschlossen – spätestens seit der 2. Generalversammlung der Latein-amerikanischen Bischofskonferenz in Medellin 1968 eingelassen hat. Aufgrund kirchenpolitischer Vorgänge, vorab in Gefolge der Ernennung von neuen Bischöfen in den letzten Jahren, hat sich allerdings die offizielle kirchlich-pastorale Landschaft dort wieder radikal verändert. Dennoch – oder besser: gerade deswegen – sei der Erneuerungsweg, den die surandinische Kirche eine Zeit lang genommen, mit seinen charakteristischen Merkmalen in Erinnerung gerufen.

Was sind die Merkmale der Befreiungspastoral? Josef Sayer führt fünf Bestimmungen als kennzeichnend an: 1) der Standortwechsel vom sog. Zentrum der Gesellschaft zu den Menschen an ihrer Peripherie, (2) die Anerkennung der Menschenwürde und –rechte und der Kampf um sie, (3) die Identifikation der Armen mit Jesus Christus, (4) das Aufmerksamwerden für Gottes Handeln in der Geschichte und (5) die konsequente Realisierung einer samaritanisch-solidarischen Kirche, die für andere und mit ihnen in der tätigen Erwartung des Reiches Gottes lebt und wirkt (vgl. Pastoral der Befreiung, in: Peter Eicher (Hg.), *Theologie der Befreiung im Gespräch*, München 1985, 51-79, bes. 56-64)

Aus dem ergibt sich

1. eine integrale und projektbezogene Evangelisierung. Im Mittelpunkt der Pastoral steht die Bibel, die gemeinsam gelesen und deren Texte auf die konkrete Situation – sei es persönlich, sei es kollektiv – hin ausgelegt werden, so dass die biblischen Geschichten es mit dem Alltag der Leute zu tun bekommen. Im Lichte der biblischen erscheint dieser nicht länger schicksalhaft vorgegeben, sondern es wird bewusst, dass er aktiv gestaltbar und veränderbar ist. Zur Erschließung dessen hat sich der Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ bewährt.
2. das Ernstnehmen der Zusammengehörigkeit von Heil und Wohl der Menschen, d.h. auch der sozialen und politischen Dimension der Pastoral. Treffend ist das im Abschlussdokument der Bischofssynode von 1971 „De iustitia in mundo“ formuliert worden: „Für uns sind Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt wesentlicher Bestandteil der Verkündigung, d.i. der Sendung der Kirche zur Erlösung des Menschengeschlechts

und seiner Befreiung aus jeglichem Zustand der Bedrückung.“ Dazu gehört die Analyse der strukturellen Faktoren, die für die vielfältigen Missstände, unter denen insbesondere die sog. einfachen Leute zu leiden haben, verantwortlich sind, wie – um einen zentralen Punkt für den Surandiono herauszugreifen – die ungerechte Landverteilung als Folge des Landraubs durch die Kolonisatoren und ihre Nachfolger. Mehrfach haben die dortigen Bischöfe mit Nachdruck eine Landreform angemahnt und sich mit den Landforderungen der Campesinos und Campesinas solidarisch erklärt.

3. Inkulturation und Neubewertung der Volksreligiosität: Es ist nicht nur die materielle Armut, unter der die Indios im Hochland der Anden zu leiden haben. Bis heute werden sie aufgrund ihrer als minderwertig geltenden Lebensformen und Kulturen verächtlich gemacht und darüber hinaus durch die Durchsetzung der westlichen Zivilisation zur Lebensnorm schlechthin geistig-geistlich entwurzelt. Zu dieser Entwurzelung hat auch die Kirche beigetragen. In Einsicht dieser ihrer Verfehlungen hat sie auf dem Surandino konsequent sich auf dem Weg zu einer Quechuarisierung oder Aymarisierung des abendländischen Christentums und zur Ausbildung einer in den dortigen Kulturen beheimateten Kirche und Theologie begeben. Dabei hat auch die Volksreligiosität einen ganz neuen Stellenwert bekommen.
4. Kirche des Volkes. Die Kirche auf dem Surandino hat nicht nur nach außen hin die Partizipation des Volkes an den Entscheidungen über seine Geschicke postuliert, sondern ernst genommen, dass sie dies nur glaubwürdig tut, wenn sie es auch für sich selbst beherzigt. Sie hat konsequent das Projekt einer „Kirche des Volkes“ (Iglesia Popular) eingeleitet. Das heißt: Zentrum des kirchlichen Wirkens sind nicht länger die Bischofskathedralen oder die wenigen zentral gelegenen Pfarrkirchen, sondern die verstreut liegenden kleinen Comunidades, in denen die Landbevölkerung lebt. Aus ihren Reihen werden vor Ort Katechet/innen, Animadora/es oder andere Funktionsträger/innen – also Männer wie Frauen – gewählt und entsprechend geschult, die die pastorale Arbeit in diesen Basisgemeinden koordinieren und notwendige soziale Projekte etwa im Gesundheitssektor oder im Ernährungsbereich ins Ziel stoßen. Sie werden dabei begleitet und unterstützt von Seelsorger/innen, die ihr ihnen von der Kirche über-

tragenes Amt nicht als Privileg in Anspruch nahmen, sondern sich bewusst auf den gemeinsamen Weg einlassen und ihren Teil dazu beitragen, den das Volk in seinem Glauben zu gehen versucht.

Es sei bei dieser Skizze des Umfeldes in dem Norbert Arntz und Marie-Theres Höfer-Schulze und Rolf-Michael Schulze während ihres dortigen Aufenthalts gewirkt haben und zu dessen Aufbau sie auch durch die Übernahme diözesaner Aufgaben engagiert beigetragen haben, belassen. Wie bereits gesagt: Dieser Weg einer Pastoral der Befreiung hin zu einer Kirche des Volkes durch neu ernannte Bischöfe, die sich durch eine vorkonziliare, durch und durch neoklerikal geprägte Mentalität und dementsprechende soziale und kirchliche Optionen hervortun, ist inzwischen mithilfe verschiedenster von ihnen erlassener Repressalien weit- hin kaputt gemacht

worden – nach dem Beispiel des Bistums Cajamarca in Peru, wo nach dem Rücktritt des volksnahen Bischofs José Dammert Bellido die kirchliche Restauration auf brutale Weise vorexerziert worden ist. Was ihm oder auch dem im November des letzten Jahres verstorbenen ehemaligen Bischof von Puno, Jesús Calderón OP zugemutet worden ist, nämlich



nach ihrer Emeritierung ohnmächtig der Zerschlagung ihres pastoralen Lebenswerks zuschauen zu müssen, und mit ihnen allen haupt- und ehrenamtlich an diesem Erneuerungsprozess Mitwirkenden, ist in meinen Augen an menschenverachtendem Umgang kaum noch zu überbieten. Es ist ein Skandal, der zum Himmel schreit, der aber hierzulande selbst in den kirchlichen Medien viel zu wenig zur Kenntnis genommen wird. Gottseidank ist in den Jahren zuvor das Selbstbewusstsein der von diesem restriktiven kirchlichen Kurswechsel unmittelbar betroffenen Campesinos und Campesinas so gewachsen, dass sie sich nicht mehr von ihrem Bischof und seinen Getreuen bevormunden lassen, was Kirche ist. Aber wohin wird das auf längere Zeit hin führen? Die Aussichten sind eher bedrückend.

Zurück zu Norbert Arntz: Im Herbst 1988 war seine Freistellung als Fidei-Donum-Priester abgelaufen. Seinen Abschiedsbrief hat er wie folgt begonnen: „Ein letztes Mal grüße ich Euch, liebe Freundinnen und Freunde, aus Pucará. Ich nehme Abschied vom Altiplano, aus einer Zeit tiefgreifender Erfahrungen, von Menschen, die mir lieb und teuer geworden sind. Bei Toribio und Lucas, Benigno und Pedro, Lidia und Gumerinda lasse ich ein Stück meines Herzens. Die vergangenen 5 Jahre und 4 Monate haben uns gemeinsam geprägt – in der Erkenntnis des Evangeliums, im Einsatz für Recht und Leben.“

Wie Elias auf den Horeb (vgl. 1 Könige 19), bin ich auf die Höhen der Südanden Perus gestiegen und habe dort Gottes Stimme vernommen. Nicht im Donner der dröhnenden Propaganda, nicht im Erdbeben politischer und wirtschaftlicher Krisen, nicht im Feuer der Gewehrmündungen, nein. Seine Stimme habe ich vernommen in der gebrochenen Rede der niedergehaltenen kleinen Leute von Tirapata, Choquehuanca und Pucará, in ihrem stillen, jedoch hartnäckigen Widerstand gegen Unrecht und Tod. Wie sie es tun, bin ich noch einmal auf die Berge gestiegen, auf den Calvario, auf den Usequepa, auf den Colque, habe dort Kerzen angezündet und gebetet.

‘Vergiss uns nicht!’ - haben sie mir wohl hundert Male zum Abschied gesagt. Wie könnte ich Euch vergessen, Sorayda und Rufino, Inocensio und Asunta. Ihr habt mir die Augen geöffnet für ‘den Weg, die Wahrheit

und das Leben’. Dass auch Ihr Euch vom Heiligen Geist in Bewegung versetzt seht, das ist meine größte Freude.“ (Rundbrief Nr. 16, 3.5)

Am Schluss des Briefes beteuerte Norbert, dass er sein Versprechen, in der Evangelisierungs- und Solidaritätsarbeit weiterzumachen, halten werden – nunmehr und wieder in und von Deutschland aus. Und dieses Versprechen hat er in der Tat bis heute eindrucksvoll eingelöst – als unermüdlicher „Brückenbauer“ zwischen Lateinamerika und dem deutschsprachigen Raum in Europa.

Zu der Festschrift für den langjährigen Orientierung-Chefredakteur und Jesuiten Ludwig Kaufmann hat Norbert Arntz einen Beitrag beigezeichnet unter dem Titel „Evangelium heißt, den Gott der Armen kennen und bekanntmachen“. Er kann als Programm für sein nachperuanisches Engagement gelesen werden. Nachdem er ausführlich auf die „Evangelisierung der Süd-Anden-Kirche“ eingegangen ist und dabei insbesondere die Landpastoral, die Pastoral der Menschenrechte und die Pastoral des Friedens gewürdigt hat, kommt er auf die „Evangelisierung der europäischen Kirche“ zu sprechen. Es gibt nach ihm vom jeweiligen Ausgangspunkt her, der fortwirkt, einen tief reichenden Unterschied zwischen der Kirche hier und der Kirche dort: hier lebe sie unter den Siegern, dort unter den Besiegten. Glaubwürdiges Zeichen der Einheit unter den Menschen (vgl. LG 1) könne die Kirche nur werden, wenn die europäische Kirche auf die Kirche unter den Besiegten höre und von ihrer Bekehrung zu den Armen lerne. Wörtlich schreibt Norbert Arntz: „Wie die Kirche der Süd-Anden von den Armen evangelisiert wurde und stets mehr dem Evangelium angenähert wird, um die Welt evangelisieren zu können, so hat sich die europäische Kirche von der Kirche der Armen im beherrschten Süden der Erdkugel und von den ‘neuen Armen’ ihrer Industriegesellschaft evangelisieren zu lassen, um die Welt evangelisieren zu können.“ (349) Entsprechend der Überschrift hat er dafür zwei Schwerpunkte angegeben (vgl. 350):

1. „Kirche werden, die den Gott der Armen kennt“. Voraussetzung dafür sei, dort zu sein, wo Jesus heute anzutreffen sei, nämlich in den Galiläas, den randständigen und ausgebeuteten Regionen der

heutigen Weltordnung. Von diesen Orten her habe sie „prophetisch gegen die zu reden, die sich Gottes bemächtigen, um ungestört die Welt beherrschen zu können“. Aber sie habe sich auch selbstkritisch zu prüfen und zu bekennen, dass sie nicht entschieden genug auf der Seite der Kleinen und Armen stehe.

2. „Kirche werden, die den Gott der Armen bekannt macht“. „Die Kirche wird“, so schreibt er dazu, „die Wege 'Galiläas' wieder gehen müssen, auf denen man Unrecht und Verleumdung erleidet, wo einem das Kreuz droht, wo aber auch die Seligpreisungen gesungen werden können. Auf dem Weg der kleinen Leute den Weg Jesu zu gehen, wird die Kirche fähig machen, vom Gott des Lebens zu reden, auf dessen todüberwindende Treue sie zählt. Er wird das unzählige Leid, den vielfältigen Tod verwandeln in die Kraft des Auferstandenen.“

Man merkt es: In seiner Treue zur Kirche lässt sich Norbert Arntz nicht erschüttern, auch wenn ihm das von institutioneller Seite her nicht immer leicht gemacht worden ist. Aber Kirche ist für ihn nicht einfach Kirche. Sondern Kirche ist dort, wo sie Partei ergreift im Sinne des verheißenen „Lebens in Fülle“ (Jo 10,10) für alle vorrangig für die, denen das in ihrem Leben vorenthalten wird, die im Prozess der Modernisierung und Globalisierung einfach auf der Strecke liegen bleiben gelassen werden. Und wo Christ/innen sich in diesem Sinne gemeinsam mit anders motivierten Mitstreiter/innen engagieren, da sind für sie Orte und Wege, wo das aufscheint, was Kirche gemäß ihrer Berufung ist.

Von daher ist es verständlich, dass Norbert Arntz sich nach seiner Rückkehr aus Peru nicht leicht in den institutionellen Zusammenhang der hiesigen Kirche einbinden ließ. Er sah seine Aufgabe darin, gewissermaßen als Botschafter der Kirche der Armen in seiner Heimatdiözese, aber auch darüber hinaus im deutschsprachigen Raum zu fungieren, und wollte sich den dafür nötigen Spielraum erhalten. So blieb und bleibt er der hiesigen Diözese als Subsidiar in Greven, in Münster-Kinderhaus und seit 2007 in Kleve verbunden. Aber daneben war er als Mitarbeiter im Rahmen der Bildungsarbeit von Misereor, der Christlichen Initiative Romero und der Missionszentrale der Franziskaner tätig. Dazu kamen und kommen viele „ehrenamtliche“ Engagements wie z.B. im Institut

für Theologie und Politik in Münster, dessen Gründung mit auf seine Initiative zurückzuführen ist, sowie in der Eine-Welt-Szene. „Ehrenamtlich“ ist bewusst in Anführungszeichen gesetzt, wenn man bedenkt, wie viel Zeit und Kraft Norbert Arntz in dieses Engagement steckt. So wie er viele andere für den Weg zu einer Kirche der Armen zu begeistern und zu ermutigen bestrebt war und ist, so betrieb und betreibt er für sich selbst eine intensive Weiterbildung in Sachen politischer Theologie und Befreiungstheologie. Fast für jedes Jahr kann er einen Kongress anführen, an dem er teilgenommen hat – in Costa Rica, Mexico, Salvador de Bahia, San Salvador, Sevilla, Wien, Rom, um nur einige Orte zu nennen. Dazu kommen Seminare, Studienreisen und Forschungsaufenthalte. Ausdrücklich nennen möchte ich seine Teilnahme am Weltforum für Theologie und Befreiung im Rahmen des Weltsozialforums 2009 in Belém (Brasilien) und in diesem Jahr in Dakar (Senegal). Seine Freundschaft mit Franz Hinkelammert, dessen Übersetzer er zugleich ist, hat es ermöglicht, dass regelmäßig Seminare mit diesem deutschstämmigen, aus der hiesigen Region stammenden und seit Jahren in Costa Rica wirkenden Befreiungstheologen in der Schweiz durchgeführt werden konnten und können.

Höhepunkte in seiner Tätigkeit als Brückenbauer zwischen der Kirche in Lateinamerika und der in Deutschland bildeten wohl seine Anwesenheit als Beobachter der beiden letzten Vollversammlungen der Bischöfe von Lateinamerika und der Karibik jeweils vor Ort, in Santo Domingo (Dominikanische Republik) im Jahre 1992 und in Aparecida (Brasilien) im Jahre 2007. Zur Einschätzung der Bischofskonferenz in Santo Domingo hat er ein Buch herausgegeben (Luzern 1993), dessen Titel und Untertitel beredt sind: „Retten, was zu retten ist?“ – „... zwischen prophetischem Freimut und ideologischem Zwang“. Die Beiträge dieses Buches haben als gemeinsame Linie: Auch wenn dieser, der ideologische Zwang, auf dieser Konferenz gesteuert durch die sog. „vaticanische Fraktion“ mithilfe aller möglichen Machenschaften und Manipulationen die Oberhand gewonnen hat, konnte jener, der prophetische Freimut, doch nicht völlig zum Schweigen gebracht werden. Das Buch war ein Beitrag, um ihm, diesem Freimut, auch im deutschsprachigen Raum zu Gehör kommen zu lassen und dazu zu ermutigen, konsequent am Projekt der Kirche der Armen weiterzuarbeiten. Dass dieses Projekt keineswegs an Elan verloren

hat und somit alles andere als tot ist, wie führende Kirchenvertreter im Vatikan und in Lateinamerika sich und anderen einzureden versuchten, erwies sich dann – bei allen Kompromissen, die auf solchen Versammlungen zu schließen sind – 2007 auf der Konferenz im brasilianischen Marienwallfahrtsort in Aparecida.

Norbert Arntz hielt die Daheimgebliebenen über den Verlauf dieser Konferenz auf dem Laufenden, indem er sein Tagebuch den Internetseiten des Instituts für Theologie und Politik zugänglich machte. Unter dem Titel „Niedergestreckt und doch nicht vernichtet“ gab er in „presente“, dem Magazin der CIR, wie folgt seine Gesamteinschätzung dieser Konferenz wieder: „Im Schlußdokument von Aparecida ... findet sich die Methode 'Sehen – Urteilen – Handeln' wieder, werden die Themen: 'Option für die Armen und Ausgeschlossenen', 'strukturelle Sünde', 'Utopie vom Reich Gottes' und 'Basisgemeinden als lebendige Kernzellen der Kirche' behandelt – allesamt Themen, welche die Befreiungstheologie auf die Tagesordnung der Kirche gebracht hatte.

Kurzum: Aparecida – als Dokument und Ereignis – bestätigt, dass die Lateinamerikanische Kirche über Santo Domingo hinweg an die Tradition von Medellín (1968) und Puebla (1979) wieder anknüpft und sich voll Selbstbewusstsein positioniert.“ (6) Bestätigt und bekräftigt gefunden hat das Norbert Arntz auf dem VIII. Gesamtkontinentalen Treffen der Basisgemeinden in Santo Cruz (Bolivien) im Juli 2008, über das er in demselben Artikel berichtet. „Alle fühlten sich“, so schreibt er, „beflügelt von Aparecida und von den neuen gesellschaftlichen Prozessen in verschiedenen Ländern (wie Venezuela, Ecuador, Bolivien und zuletzt Paraguay mit der Wahl des ehemaligen Bischofs und Basisgemeinde-Mitglieds Fernando Lugo zum Präsidenten). Weder die Gewalttätigkeit der neoliberalen Globalisierung mit ihren mörderischen und Natur zerstörenden Wirkungen noch der Rückfall der Gesamtkirche in die von Rom beherrschte Zentralisierung mit den spürbaren Auswirkungen in vielen lateinamerikanischen Bistümern vermögen das befreiende Christentum zu vernichten. Im Gegenteil: Die Vertreterinnen und Vertreter der Basisgemeinden sind sich einig in dem entschiedenen Willen, an einer neuen gesellschaftlich-politisch-ökologischen Ordnung mitzuwirken, indem sie

die Solidarwirtschaft fördern und durch Vernetzung politisch aktiv auf die gesellschaftlichen Prozesse Einfluss nehmen. Als Basisgemeinden werden sie auch die notwendige 'pastorale Umkehr' der Kirche und ihre 'Erneuerung' entschieden betreiben.“ (ebd.). Der Vollständigkeit halber sei zu Aparecida noch nachgetragen, dass Norbert Arntz sich als Übersetzer des Schlußdokuments ins Deutsche verdient gemacht hat.

Von den lateinamerikanischen Basisgemeinden richtet sich an uns Christ/innen in Europa und speziell im deutschsprachigen Raum die Anfrage, wie wir es mit dem befreienden Christentum bei uns halten, wie wir auf die gesellschaftlichen und kirchlichen Entwicklungen Einfluss zu nehmen versuchen, auf welcher Seite der dabei sich vehement befehdenden Interessensparteien wir stehen. Auch hierzulande reicht die Spaltung der Gesellschaft immer tiefer. Das vorrangige Bedachtsein auf den Eigennutz tritt an die Stelle von Solidarität. Während ökonomisch die Globalisierung immer rücksichtsloser vorangetrieben wird, reagiert die Politik immer mehr nach Maßgabe eines kleinkariert-nationalen Denkens. Kirchlicherseits kommt hinzu, dass gerade die katholische Kirche dermaßen mit sich selbst beschäftigt, dass sie kaum noch über ihren Tellerrand zu blicken vermag. Zudem entfremdet sie sich mit der Schaffung von XXL-Seelsorgeräumen immer mehr von ihrer eigenen Basis – von einer Nähe zu allen Menschen mit ihren Freuden und Hoffnungen, Trauer und Ängsten, besonders der Armen und Bedrängten ganz zu schweigen (vgl. GS 1). Sowohl in der Gesellschaft insgesamt als auch in der Kirche wird den Leuten im Interesse der Mächtigen mit allen möglichen Mitteln das TINA-Dogma Margaret Thatchers eingebläut, sieht man einmal von der sich seit Fukushima abzeichnenden energiepolitischen Wende ab: „There is no alternative“, im Deutschen kurz das zum Unwort des vergangenen Jahres gekürte „alternativlos“.

Zu denken, es gäbe keine Alternative zum status quo, steht im diametralen Widerspruch zum christlichen Glauben und ist somit Sünde. Der Vers zu Beginn des Markusevangeliums „Das Reich Gottes ist nahe“ (Mk 1,15) fasst die gesamte Botschaft des Jesus von Nazareth zusammen. Das heißt doch nichts anderes, als dass es von dem Gott her, den Jesus verkündet und vorgelebt hat, eine Alternative zum Bestehenden gegeben ist – und

zwar nicht erst nach dem diesseitigen Leben. Nicht TINA haben darum die Christ/innen zu bezeugen und damit tatenlos-resignativ den immer massiver werdenden selbstdestruktiven Tendenzen in unserer Welt zuzuschauen, sondern in den Ruf des Weltsozialforums einzustimmen „Eine andere Welt ist möglich!“ und sich dafür tatkräftig einzusetzen – für ein Mehr an Gerechtigkeit, für ein Mehr an Frieden und Versöhnung, für ein Mehr an Nachhaltigkeit. Aus dem Glauben heraus darf das in dem Vertrauen geschehen, dass Gott das Begonnene zur guten Vollendung bringen wird.

Ich traue mich zu sagen, dass es dieser Glaube ist, von dem Norbert Arntz sich getragen weiß, in dem er sich geborgen fühlt und von dem er sich die Kraft zu seinem Engagement geben lässt – voller Leidenschaft, mit der er auch andere dafür zu überzeugen und zu begeistern vermag, aber auch im Wissen um die eigenen Grenzen.

Dass dieser Glaube nicht nur einzelne Christ/innen und kirchliche Initiativen, sondern die Kirche insgesamt in Bewegung hält, ist Norbert Arntz' großes Anliegen. Er setzt dabei auf die Gnade der Bekehrung, der Umkehr und der Neuausrichtung des Lebens. Das große Vorbild ist für ihn dabei der am 24. März 1980 am Altar hingerichtete Oscar Arnulfo Romero, Erzbischof von El Salvador. Dass er konfrontiert mit dem Leid der armen und ausgebeuteten Menschen in seinem Lande sich entschlossen auf ihre Seite geschlagen und unbeirrt für sie seine Stimme erhoben hat, hat ihm erbitterte Feinde geschaffen und schließlich sein Leben gekostet. Aber bei denen, für die er eintrat, ist er unvergessen geblieben und, wie es Don Pedro Casaldáligas schon kurz nach Romeros Tod auf ihn gedichtet hat, zum „San Romero de America“ geworden. Dass sein Andenken auch bei uns lebendig bleibt, dafür setzt sich Norbert Arntz – wo er nur kann – ein, zuletzt bei Gelegenheit des Politischen Nachtgebets von Pax Christi am diesjährigen 31. Todestag Oscar A. Romeros in der Petri-Kirche in Münster. Und selbstverständlich zählt er zu den zahlreichen Unterzeichner/innen des Ökumenischen Aufrufs „Gedenkt der Heiligsprechung des Märtyrers San Oscar Romero durch die Armen dieser Erde“ zum 1. Mai dieses Jahres. Möglicherweise steckt dahinter wohlwollende göttliche Vorsehung, dass Romero bislang die offizielle Selig- und Heiligsprechung versagt geblieben ist, weil er damit Gefahr

laufen könnte – ähnlich wie das etwa bei Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen der Fall gewesen ist –, in himmlische Sphären entrückt und damit für normale Gläubige unerreichbar zu werden.

Eine Möglichkeit, die katholische Kirche wieder in Bewegung zu bringen, erblickt Norbert Arntz im bevorstehenden fünfzigjährigen Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils. Dabei muss man allerdings sehen, dass es schon bald nach Ende des Konzils dazu gekommen ist, dass die von ihm verabschiedeten Beschlüsse auf sehr unterschiedliche Weise interpretiert worden sind und werden und für die Verfolgung teilweise antagonistisch zueinander stehender kirchenpolitischer Interessen erhalten müssen. Angesichts dieser diffusen hermeneutischen Lage gibt es ein Dokument, das eindeutige Klarheit gibt. Es ist der sog. Katakombenpakt, der von vierzig Bischöfen aus der ganzen Welt am 16. November 1965 – also kurz vor dem feierlichen Abschluss des Konzils am 8. Dezember – in den Domitilla-Katakomben unterzeichnet worden ist und dem sich später 500 weitere Bischöfe angeschlossen haben. Es ist ein Gelübde, das diese Bischöfe abgeschlossen haben, u.a.

- in ihrem Alltag, also in Bezug auf Wohnung, Essen, Verkehrsmittel etc, so zu leben, wie es die Menschen in ihrer Umgebung üblicherweise tun,
- Amtskleidung und –insignien so zu halten, dass sie dem Evangelium entsprechen,
- genau so mit ihren Titeln und Bezeichnungen zu verfahren,
- jeglichen Anschein zu vermeiden, sie würden einen bevorzugten Umgang mit den Reichen und Mächtigen pflegen,
- dem pastoralen Dienst an den wirtschaftlich Bedrängten, Benachteiligten und Unterentwickelten das zur Verfügung zu stellen, was notwendig sei an Zeit, Gedanken, Mitempfinden und materiellen Mitteln,
- kurz und gut: ihr Amt als wirklichen Dienst zu praktizieren, und zwar vorrangig für die, für die sonst niemand da ist.

Wenn man an die Entwicklung der Kirche in Lateinamerika denkt, aber auch in anderen Regionen vor allem auf der südlichen Hemisphäre,

wird vieles, was sich dort ereignet hat, nur von diesem Pakt her verständlich. Dazu gehört allerdings auch, dass er nicht nur von mancher politischer Seite als Gefahr angesehen, sondern auch aus den eigenen Reihen heraus heftig bekämpft worden ist – allerdings selbst langfristig ohne durchschlagenden Erfolg, nicht zuletzt weil er weit über den Kreis der Bischöfe hinaus viele Anhänger/innen gefunden hat..“ Der Katakombenpakt“, so schreibt Norbert Arntz, „bleibt als subversives Vermächtnis des II. Vatikanischen Konzils wirksam. Die gegenwärtige Glaubwürdigkeitskrise, Identitätskrise und Strukturkrise unserer Kirche



beweist, dass das Konzil nur halbherzig rezipiert wurde. Der Katakombenpakt kann uns inspirieren, das Konzilsereignis und die Dokumente des Konzils beim 50-jährigen Konzilsgedenken 2012 bis 2015 neu zu lesen und fortzuschreiben.“

Dank Norbert Arntz ist dieser Katakombenpakt wieder aus der Versenkung geholt worden. Allein die Zahl der Vorträge, die er dazu in den letzten Monaten gehalten hat, und er Gespräche, die er dazu geführt hat, ist kaum mehr zu zählen. Hier und da hat der Funke bereits gezündet, haben einzelne und Gruppen eigene Selbstverpflichtungen formuliert, wie beispielsweise die Pax Christi-Gruppe in Stadtlohn (vgl. Pax Christi-Korrespondenz 03/10, 70-73). Wir alle können als vom Heiligen Geist Gesalbte dazu beitragen, dass dieser Funke immer weiter springt und dass daraus ein neues Pfingstereignis wird.

Mit Rückblick auf seine katholische Herkunft hat Norbert Arntz einmal gesagt: „Das katholische Milieu wusste nicht, was es tat, als es mir das Evangelium gab. Das wusste ich auch selber nicht. Das habe ich erst im Laufe der Zeit entdeckt: dass das Evangelium eine Weltsicht eröffnet, dass es das eigene Leben in einen solch großen und göttlich gewürdigten Zusammenhang stellt, das mein kleines Leben eine ungeheure Bedeutung gewinnt, das in mir mehr steckt, als ich mir je gedacht habe.“ (174f)

Lieber Norbert, lass es mich Dir persönlich sagen: Ja, Du bist der richtige Träger des ersten Johannes XXIII-Preises von Pax Christi im Bistum Münster. Ich weiß, dass Du es nicht magst, wenn allzu viel des Aufhebens von Deiner Person gemacht wird. Dann halte es doch so: Nimm diesen Preis an stellvertretend für alle, mit denen Du Dich in Deinem Anliegen und Deinem Kampf verbunden fühlst – für die Campesinos und Campesinas im Surandino und anderswo als Zeichen der Ermutigung dafür, dass sie in ihrem Kampf um Gerechtigkeit wahrgenommen und unterstützt werden, für alle nah und fern in der vielfältigen Solidaritätsbewegung Engagierte als Zeichen der Bestärkung dafür, dass ihr Einsatz für eine andere, eine lebenswürdige Welt für alle und auch für die künftigen Generationen immer größere Kreise zieht, für alle, denen die Treue der Kirche zum Evangelium ein Anliegen ist, als Zeichen der Hoffnung dafür, dass der Heilige Geist sie schon richtig leiten wird – wenn man ihn nur lässt.

Texte von Norbert Arntz, aus denen zitiert wurde:

N.Arntz/H. Wasserbauer, Hoffnung von den Armen her. Provokationen und Stützen in kirchlicher Arbeit, in: Diakonia 40 (2009) 173-180.

Dies., Tonbandaufzeichnung des Gesprächs, aus dem der Diakonia-Beitrag exzerpiert wurde.

En camino ... unterwegs mit Christen hier und daheim. Rundbriefe des Pastoral-Teams Pucará/Peru Nr. 1 (April 1983) – 16 (November 1988).

Norbert Arntz, Evangelium heißt, den Gott der Armen kennen und bekanntmachen, in: Nikolaus Klein u.a. (Hg.), Biotope der Hoffnung, Olten 1988, 341-350.

Ders., Niedergestreckt und doch nicht vernichtet, in: Presente November 2008, 4-6.

Ders., „Für eine dienende und arme Kirche. Der Katakombenpakt als subversives Gedächtnis des II. Vaticanums, Ms.

Dankenswerterweise hat Norbert Arntz mir zudem seinen Lebenslauf zur Verfügung gestellt.

Zurückgegriffen habe ich auch auf meinen eigenen Beitrag: Traditionelle Pastoral, Befreiungstheologie und Indiobevölkerung - die Kirche in den peruanischen Südan den, in: Peru-Nachrichten 8 (1992) Nr. 27, 8-24

Vgl. weiterhin Willi Knecht, Die Kirche von Cajamarca – die Herausforderung einer Option für die Armen in Peru, Münster 2005.

Norbert Arntz hatte einen längeren Dank für die Verleihung des Johannes XXIII-Preises vorbereitet. Wegen der fortgeschrittenen Zeit hat er jedoch nur ein kurzes Schlusswort gesprochen. Hier nun der vorbereitete Text:

Norbert Arntz

Stufen des Erwachens - ein dankerfülltes Nachsinnen

Erster Preisträger eines Preises sein zu dürfen, den Pax Christi mit dem Namen Johannes' XXIII. verbindet und erstmalig verleiht, macht mich bewegt, beschämt und beglückt zugleich. Was mir durch Kopf und Herz geht, will ich mit Ihnen und Euch teilen.

Dank sage ich dem Beirat von Pax-Christi, der mir diesen Preis zuerkennt. Ich danke, indem ich den Auftrag, den ich mit dem Preis verbunden sehe, annehme. Dank sage ich dem Laudator Norbert Mette, der daran erinnert hat, wie sehr alles, was für meine christliche Existenz bisher entscheidend war, Geschenk ist. Dank sage ich dem Duo "Contraviento", Isabel Liphay und Martin Firgau, dass sie mit ihrer Musik zeigen, wie wenig die Seele an Raum und Zeit gebunden ist. Dank sage ich Ihnen und Euch allen, die Ihr anwesend seid, um mit mir Johannes XXIII. zu feiern, aber auch sein prophetisches Vermächtnis lebendig zu halten.

Nachdem der Pax-Christi-Beirat entschieden hatte, rief Veronika Hüning mich an und fragte mich, ob ich den Papst-Johannes-Preis annehmen würde? – Ich – preiswürdig? Ich hatte doch nur weitergegeben, was ich selbst empfangen hatte. Nimm dich nicht so wichtig! Doch warum nicht? – schoss es mir durch den Kopf. Einen Papst-Pius-X.-Preis hättest du ganz gewiss nicht angenommen! Du kannst doch Johannes damit verehren

und dankbar erinnern! Einen Preis mit dem Namen meines „kirchlichen Großvaters“, für meine kirchliche Biographie so entscheidend wie meine Eltern und Großeltern für meine familiäre Biographie.



Johannes XXIII. will ich also dankbar erinnern. Wie sich mir erst allmählich das prophetische Vermächtnis erschloss, das dieser kirchliche Großvater mir hinterlassen hatte, will ich mit den Stufen des Erwachens, als die man das Leben bezeichnen könnte, skizzieren.

Erste Stufe des Erwachens in der Schule:

Oktober 1958 – Elvis Presley in Deutschland, Nikita Chruschtschow in Moskau – Konklave in Rom.

Nach einigen Herbstferientagen mit der ND-Jugendgruppe bin ich wieder zu Hause. Es ist Dienstag, der 28. Oktober. Der Rundfunk meldet: Ein Papst ist gewählt. Fernsehen gibt's schon, aber nicht in unserer Familie in Kellen-Kleve. Ich eile in das benachbarte, von Ordensschwestern geleitete Altenheim. Die Schwestern erlauben mir den Gemeinschaftsfernseher im Flur anzuschalten. Da sehe ich ihn in Schwarzweiß, den alten, kleinen, dicken Mann. Nach Pius XII., nach der majestätischen Figur des sog. „pastor angelicus“, nach der Lichtgestalt mit Christusvisionen:

„Habemus O-papam“? Was kann denn von dem schon Gutes kommen? Die irritierte Frage des Fünfzehnjährigen findet ihre ersten Antworten in den Anekdoten, die in den Tageszeitungen nach und nach über ihn erscheinen. Zum Beispiel: Er protestiert dagegen, dass man während seiner täglichen Spaziergänge die vatikanischen Gärten schließt. Es zieme eben seiner Stellung nicht, den Blicken gewöhnlicher Sterblicher ausgesetzt zu sein. Da fragt er: „Warum sollen mich die Leute nicht sehen? Ich benehme mich doch nicht unanständig?“ Fast täglich neue Erzählungen und Anekdoten von „Johnnie Walker“, wie ihn die Amerikaner nennen.

Der 25. Januar 1959 mit der Ankündigung des Konzils in St. Paul vor den Mauern. Erst viel später durch Gustavo Gutiérrez in Perú – nicht durchs Studium an deutschen theologischen Fakultäten – werde ich darauf aufmerksam gemacht, welche Bedeutung die Rundfunkansprache vom 11. September 1962 hat. Johannes wagt es, „die Kirche der Armen“ auszurufen, um seine eigenen Wünsche an die Konzilsversammlung zu formulieren. Ein Kontrastprogramm gegen die Vorbereitung des Konzils durch die Kurie, aber keine offene Fehde. Am 11. Oktober 1962 mit 2500 Bischöfen aus allen Regionen der Erde zeigt sich zum ersten Mal die globalisierte Kirche. Mein Religionslehrer Heinz Echelmeyer versteht es damals, die Dynamik der Entwicklung für uns Schüler zu dolmetschen. Sie wird zum Anstoß fürs Theologie-Studium.

Zweite Stufe des Erwachens im Studium:

Pfingstmontag 3. Juni 1963, wenige Wochen nach dem Abitur, mitten im 1. Münsteraner Studiensemester: Johannes XXIII. spricht sein „Itē missa est“. Ist mit seinem Tod auch das Konzil zu Ende? Alles hängt wieder mal am Konklave. Ich sehe Johannes Bours, den Spiritual des Borromaeum, im Radio-Zimmer ruhelos auf- und abgehen. Da kommt die Nachricht: Montini, der Wunschkandidat des Propheten Johannes wird sein Nachfolger. Also geht es weiter!



Die „anarchistischen“ Elemente, die Johannes geweckt hatte, wirken sich Im November 1963 sogar auf Kardinal Frings und seinen Berater Josef Ratzinger aus: Frings tritt gegen Ottaviani an und kritisiert die Methoden der „Heiliges Offizium“ genannten Inquisitionsbehörde. Wir Theologiestudierenden hängen wenige Wochen später im Fürstenberghaus an den Lippen des jungen Theologieprofessors Ratzinger, der mit seiner feinen Sprache davon erzählt.

12. Dezember 1965, im Münchener Außensemester, ein überfüllter Herkulesaal in der Münchner Residenz. Kardinal Döpfner und Karl Rahner über den Abschluss des Konzils: „Es war nur der Anfang eines Anfangs. Es wird lange dauern, bis die Kirche, der ein II. Vatikanisches Konzil von Gott geschenkt wurde, die Kirche *des* II. Vatikanischen Konzils wird“, sagt Rahner in seinem Vortrag.

Immerhin: Gaudium et spes – Kirche in der Welt von heute. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ 1969 lerne ich mit dem Mainzer Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft die industrielle Arbeitswelt am Fließband kennen und analysieren. Ich treffe Freundinnen und Freunde aus anderen christlichen Kirchen der Ökumene, Dorothee Sölle und Beyers Naudé, den Apartheidsgegner aus Südafrika. Ich finde durch einen französischen Arbeiterpriester das Leitwort, das ich meinem kirchlichen Dienst voranstelle: „Der Herr, an den ich glaube, geht niemals auf die Jagd. Aber das sagt noch viel zu wenig. Er steht vielmehr immer auf Seiten des Wildes – ja, er ist das Wild!“ (Jean Cardonnel). Alles dank des Konzils.

Dritte Stufe des Erwachens als „Konzilspriester.“

Das Konzilsabenteuer zieht alle Kirchenebenen in seinen Bann, weckt aber auch wachsenden Widerspruch

Der Freckenhorster Kreis (FK) gründet sich, um die Anstöße des II. Vaticanums nicht sabotieren zu lassen. Ich werde Kaplan bei Wilhelm Lammers, damals gerade einer der drei Sprecher des FK. 1976 reisen wir zusammen mit Maria Schäfer nach Sotto il Monte. Im ärmlichen Geburtshaus von Angelo Giuseppe Roncalli stehend die staunend-ungläubige Frage: Wie konnte dieser Angelo zu einem Übergangspapst werden – in einem völlig anderen Sinn als seine Wähler glaubten? Offenbar darf man die Armut im Geiste nicht verwechseln mit der Dummheit im Kopf. „Dieser Papst war ein wirklicher Christ. Wie ist das möglich? Und wie konnte ein wirklicher Christ auf den Heiligen Stuhl zu sitzen kommen? Musste er denn nicht zuerst zum Bischof und Kardinal ernannt werden,

bevor er schließlich zum Papst gewählt wurde? Hatte denn keiner eine Ahnung, wer er war?“ So fragt ungläubig staunend ein römisches Zimmermädchen die deutsch-jüdische Philosophin Hannah Arendt, als sie sich beim Sterben Johannes' XXIII. in Rom aufhält. Ihre Fragen könnten auch meine sein.

Im FK begegnen wir Bischöfen aus Brasilien, Helder Camara und Antonio Fragoso, den beiden Protagonisten des Katakombenpaktes, Paulo Evaristo Arns und Adriano Hippolyto. „Das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen“ – wird später die Würzburger Synode ausrufen.

Als einer der Sprecher in der Initiative von Reformgruppen organisiere ich mit vielen anderen den ersten Katholikentag von unten 1980 in Berlin mit dem „Fest für den Gott der kleinen Leute“, mit der Kundgebung „Rüstung tötet auch ohne Krieg“ und dem Streitgespräch zwischen Baptist Metz und Hans Küng über die „Zukunft der Kirche“.

Vierte Stufe des Erwachens als Lehrling in der „Kirche der Armen“:

Was „Option für die Armen“, besser: „Option wegen der Armen“ konkret heißt, erfahre ich zusammen mit Marietheres und Michael, als wir in Pucará im peruanischen Hochland ankommen, als wir mit Lucas und Zoraida, mit Jesús Calderon, dem Bischof von Puno, und Gustavo Gutiérrez, dem Befreiungstheologen, arbeiten, denken, beten und kämpfen.

Im Departamento Ecuménico in Costa Rica überdenke ich mit Hugo Assmann, Enrique Dussel, Pablo Richard und Franz Hinkelammert, was ich in Perú praktisch erfahren habe. Biblisch, philosophisch, theologisch, ökonomisch lerne ich mit ihnen, den Gott des Lebens von den Götzen des Todes unterscheiden, vor allem aber, dass es den Menschen die Seele raubt, wenn auch der Gott Jesu Christi zum Götzen der Macht verfälscht wird. In Guatemala wird gar verfolgt und getötet, wer eine Bibel besitzt. Der Streit um die Kirche der Armen fordert seine Opfer: „umgebracht wird, wer an Götzen rührt!“ (Jon Sobrino)

Auf dem „Weltkongress für Theologie und Befreiung“ im Kontext des Weltsozialforums von Belém/Brasilien 2009 entdeckte ich den Text des

Katakombenpaktes wieder. Wie Schuppen fällt es mir von den Augen, dass der Text inspiriert ist von Johannes XXIII., ja dass er als subversives Vermächtnis jener Konzilsväter zu verstehen ist, die den eigenständigen Weg der Kontinentalkirche in Lateinamerika inspirierten, weil sie das Bild von der „Kirche der Armen“ und ihrer „Theologie der Befreiung“ nicht nur entwarfen, sondern selbst lebten. Der Katakombenpakt wird für mich zum Schlüsseltext für das Konzilsdenken.



Heute bemühen wir uns im Team des Instituts für Theologie und Politik, den doppelten Bruch nachzuzeichnen, den das umkämpfte Erbe des christlichen Papstes und des von ihm in Gang gesetzten Konzils nach sich zogen. Damit kehre ich noch einmal zu Johannes zurück:

Mitten im vergangenen Jahrhundert hatte dieser Mann es fertig gebracht, die „Armut im Geiste“ zu leben, „so dass ihm schließlich die Urteile der Welt, auch der kirchlichen Welt, nichts mehr bedeuteten“. Er sagte: „Alle Neunmalklugen dieser Welt und alle Schlaun, auch die der vatikanischen Diplomatie, machen eine armselige Figur im Lichte der Schlichkeit

und Gnade, das Jesus und seine Heiligen verbreiten!” Diese Armut im Geiste, sagt Hannah Arendt, “enthält auch die Antwort auf die Frage, wie es geschehen konnte, dass der wagemutigste Mann gewählt wurde, als man einen bequemen und nachgiebigen haben wollte.”

Johannes ist der lebendige Beweis dafür, dass das, was ist, nicht alles ist. Also kann das, was ist, sich ändern – auch heute. Wie kann ich mich am heutigen Tag dankbar erweisen? – Indem ich den Aufruf zu einem Kongress fünfzig Jahre nach dem Beginn des II. Vaticanums weitergebe, den wir im Institut für Theologie und Politik erarbeitet haben: „Zeichen der Zeit – Hoffnung und Widerstand!“

Eberhard Ockel

Verleihungsfeier des Johannes XXIII-Preises am 14. Mai 2011 im Franz-Hitze-Haus Münster

Der Leidenschaft des Friedensarbeiters Ernst Dertmann für den Friedenspapst Johannes XXII verdankt Pax Christi Münster die Idee eines ihm gewidmeten Preises. Aus den Vorbereitungen zum 50 jährigen Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils, die in der Sprechergruppe von Pax Christi Münster in einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach Sotto il Monte, dem Geburtsort Papst Johannes' XXIII, gipfelten, erwuchs aus dieser Idee der Beschluss, Menschen im Einflussbereich des Bistums Münster zu ehren, die in besonderer Weise in Kirche und Gesellschaft die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils verwirklicht, weiter entwickelt und gelebt haben.



Der Sprecherrat setzte für die alle zwei Jahre geplante Ehrung eine Findungskommission ein, die aus 14 herausgehobenen Personen aus Kirche und Gesellschaft besteht, unter anderen der geistlichen Beirätin, Veronika Hüning, Weihbischof Ostermann, Dr. Ferdinand Kerstiens, Bernhard Lübbering, Klaus Hagedorn, Uli Jost-Blome, den Professoren Klemens Richter und Norbert Mette und dem Friedensarbeiter und Anreger des Preises Ernst Dertmann.

Der Sprecherrat setzte für die alle zwei Jahre geplante Ehrung eine Findungskommission ein, die aus 14 herausgehobenen Personen aus Kirche und Gesellschaft besteht, unter anderen der geistlichen Beirätin, Veronika Hüning, Weihbischof Ostermann, Dr. Ferdinand Kerstiens, Bernhard Lübbering, Klaus Hagedorn, Uli Jost-Blome, den Professoren Klemens Richter und Norbert Mette und dem Friedensarbeiter und Anreger des Preises Ernst Dertmann.

Diese Kommission einigte sich nach vielen Diskussionen und mehreren Vorschlägen auf den Pfarrer Norbert Arntz, der als erster Preisträger den ausgelobten Preis im Rahmen einer Verleihungsfeier am 14. Mai im Franz Hitze-Haus in Münster entgegennehmen sollte.

Die Sprechergruppe einigte sich darauf, dass der Preisträger eine kleine Bronzestatue des Papstes auf einem erhalten sollte. Die Geschichte dieser Statue gemahnt an eine Kriminalstory, man könnte auch von einer göttlichen Fügung sprechen: vor zwei Jahren hatte Ernst Dertmann in Sotto il Monte im Andenkenshop noch eine Bronzestatue des Papstes im Angebot gesehen, im Sprecherrat davon geschwärmt, und wir waren in der Zuversicht dorthin gereist, bereits mit mindestens zwei dieser Statuetten - vorausschauend



schon für den nächsten Preisträger - wieder zurückzukommen.

Wer beschreibt aber unsere Enttäuschung, als wir erfuhren, dass der Künstler gestorben und weitere Abgüsse dieser kleinen Bronzeplastik daher nicht statthaft seien. Also beschlossen wir nach unserer Rück-

kehr, in der Glockengießerei in Gescher nachzufragen, ob vielleicht ein Relief von Papst Johannes XXIII bei ihnen - etwa zur Fertigung einer Medaille - verfügbar sei. Dies war nicht der Fall, aber Ernst erhielt etwa ein Vierteljahr später von der Dolmetscherin in Sotto il Monte als Geschenk eine Gips-Büste des Papstes zugeschickt, die nach einvernehmlichem Beschluss - obwohl sie im Ausdruck nicht so schön war wie das ursprünglich angebotene Original - zur Vorlage eines Bronzeabgusses für die Gescheraner Glockengießerei dienen sollte. Natürlich hatte diese Dolmetscherin den Kummer über die vergriffene Papststatuette hautnah miterlebt und im ganzen Ort Ausschau nach einem Ersatz gehalten.

Leider stellte sich heraus, dass der Abguss mit einer Zerstörung der Gipsbüste erkaufte worden war: sie hatte zerteilt werden müssen und war nicht passgenau zusammengeklebt worden. Aber die Gießerei bot keinerlei Kulanz an - allerdings wurde wenigstens der Steinsockel gesponsert - und das Ergebnis konnte sich wahrlich sehen lassen!

Die Verleihungsfeier sollte - das war auch eine finanzielle Frage für einen gemeinnützigen Verein - folgende Programmpunkte umfassen:



Wie fast immer bei solchen Plänen, drohte der Zeitplan aus dem Ruder zu laufen. Wenn nicht die Musiker (die schon die Messe einleiteten und beendeten) - es handelte sich um die Band „Contraviento“ mit dem Deutschen Martin Firgau an der Gitarre und der lateinamerikanischen Sängerin Isabel Liphay, die sich an der Handtrommel und als Animateurin der vielen ins Publikum verteilten Rhythmusinstrumente in ihren Liedern und Melodien aus südamerikanischer Tradition, zeitlich flexibel musiziert hätten, wäre der Imbiss, verbunden mit Gesprächen der Gäste untereinander, wohl erst um 22 Uhr angeboten worden. Sie boten ein maßgeschneidertes Programm zu Ehren des ihnen gut bekannten Preisträgers und sorgten wirklich in ansteckender Weise für Stimmung. Etwas befremdlich war, dass die kirchliche Presse fehlte, von der lokalen ganz zu schweigen; auch hatten sich vier der eingeladenen Abgeordneten des

NRW-Landtages und des Bundestages aus Münster entschuldigt; die Mehrzahl (alle Abgeordneten des Bistums Münster waren eingeladen worden) hatte die Entschuldigung erst gar nicht für nötig befunden.

Die Messe stand unter dem Wort Jesu aus dem Johannesevangelium „Ich bin der gute Hirt“ und „Ich bin die Tür“ und Norbert Arntz, der sie selbst leitete, ließ keinen Zweifel daran, dass Jesus mit seiner Kennzeichnung



(„Ich lasse mein Leben für die Schafe“) eine massive Kritik gegen Leitungspersonen ausspricht, die nicht jedem verlorenen Schaf nachgehen (ihrer pastoralen Verantwortung nicht genügen) oder sich gegen Wölfe (anonyme Denunzianten), die in die Herde einbrechen, nicht

unter Preisgabe des eigenen Lebens zur Wehr setzen (ungelesen entsorgen). Sicherlich ein spiritueller und auch anregender und aufrüttelnder Gottesdienst, der „aus einem Guss“ war. Schade, dass trotz überschaubarer Menge der Mitfeiernden sich kein gemeinsames Mahl (Kreise um den Altar) ergab. So wurden die vorher im Friedensgruß Verbundenen wieder vereinzelt.

Moderator und „personifizierter Roter Faden“ war Hermann Flothkötter, der in launiger Weise durch das Programm führte und oftmals Lacher oder spontanen Applaus erwirkte.

Schwerpunkte im Programm bildeten jedoch zweifelsfrei Ernst Dertmanns Vorstellung des Preises zu Ehren des „Papa buono“ Johannes XXIII durch Pax Christi im Bistum Münster sowie die Laudatio durch den Pastoraltheologen der Universität Dortmund Prof. Dr. theol. Norbert Mette:

Dertmann erinnerte vor allem an den Konzilspapst und ließ ihn in launiger, humoriger und nachdenklicher Weise selbst zu Wort kommen.

Menschenfreundlichkeit, Friedensliebe und - zwischen den Zeilen - Zivilcourage dieses Papstes machten seine Wahl als Namenspatron des Preises hinreichend plausibel. Er kannte keine Berührungsängste und setzte durch, was er für richtig hielt - trotz des konservativen Vatikanischen Apparats. So war und blieb er der Papst zum Anfassen und bis heute die „Hassliebe“ im Vatikan, dem man vermutlich nur als Kontrapunkt zu Papst Pius IX die Seligsprechung zugestand.

Mette erwies sich als äußerst kundiger Biograf des Geehrten; er unterlegte das Leben und wirken mit einem breiten zeit- und kirchengeschichtlichen Rahmen, der das Handeln von Arntz, dem jahrzehntelangen Pax Christi-Mitglied, noch beonders pointierte. Kernstück dieser durch sich selbst lobenden Charakterisierung war zweifellos die fast 5-jährige



pastorale Betreuung von 3 armen peruanischen Basisgemeinden, die im gegenseitigen Lernprozess die Bibel - vor allem die Evangelien - als subversive Unterstützung in Armut und Entrechtung zu lesen begannen. Nach dem Ende seiner peruanischen Pastoral blieb er mit den peruanischen Gemeinden weiterhin verbunden und macht das Anliegen der lateinamerikanischen Landlosen und Indigenen durch Übersetzung und

Aufklärungsarbeit weiterhin publik. Er ist der Wiederentdecker und Übersetzer des Katakombenpaktes, der zum Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils von 40 südamerikanischen Konzilsvätern auf Anregung von Dom Helder Camara entworfen und von 500 weiteren übernommen wurde (jeder fünfte hatte also unterschrieben): eine Selbstverpflichtung zum Dienst im Auftrag und in der Nachfolge Jesu - mit allen Konsequenzen, die das vor allem für den bischöflichen Alltag hat. Sogar die Entstehung von weiteren gemeindeinternen Selbstverpflichtungen im Bistum als Folge dieser Öffentlichkeitswirkung wurde erwähnt.



Die Übergabe des Preises in Gestalt der Papstbüste, verbunden mit der Verleihungsurkunde und einem Faksimile - Glückwunsch und Widmung an den Preisträger durch Erzbischof Loris F. Capovilla, den ehemaligen Privatsekretär des Papstes (zum Zeitpunkt der Unterzeichnung im Oktober 2010 95 Jahre alt) - war ein sehr feierlicher symbolhafter Akt: alle Sprechergruppenmitglieder versammelten sich zur Verleihungszeremonie und Veronika Hüning übergab die Büste und Gisela Hinricher die Urkunde und das Faksimile mit ein paar kommentierenden Worten, und alle anderen gratulierten.

Das lockere Ende der Feier gegen 21 Uhr beschloss ein ebenso inhaltsreiches wie anregendes Ereignis, das sicher zu den geistlichen Höhepunkten im Bistum gezählt zu werden verdient; darüber waren sich jedenfalls alle einig, die aus dem ganzen Bistum teilweise von weit her zusammengekommen waren.

Werner Paschke

„Ehre sei Gott und Friede auf Erden“ - Das Friedensdokument für die Internationale Friedenskonferenz in Kingston/Jamaika

Bericht vom Studientag der Region östliches Münsterland am 15. Januar 2011 in der Landvolkshochschule Freckenhorst

Zum zwanzigsten Mal trafen sich am 15. Januar 2011 Pax-Christi-Mitglieder und Gäste der Region östliches Münsterland in der Landvolkshochschule Freckenhorst zum jährlichen Studientag.

Referent: der evangelische Pfarrer Dr. Hans-Georg Link aus Köln, der einige Zeit in der Zentrale des Ökumenischen Rates der Kirchen in Genf gearbeitet hat.



Thema „Vom gerechten Krieg zum gerechten Frieden“. Dabei skizzierte er zunächst die Geschichte der Friedensbemühungen des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) von 1948 bis zur Gegenwart

und konzentrierte sich auf die evangelischen Kirchen, wie sie in Genf im ÖRK versammelt sind. Die katholische Kirche ist offiziell nicht Mitglied im ÖRK, sie arbeitet aber sehr viel mehr mit als die meisten Vollmitgliedskirchen.

1. Die erste Vollversammlung des ÖRK am 23. August 1948 in Amsterdam

Die Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) war eigentlich für 1941 geplant. Doch durch den Krieg verzögert gründete er sich erst im August 1948 in Amsterdam.

Der damalige Generalsekretär Willem Adolf Visser't Hooft/NL sorgte dafür, dass die evang. Kirche in Deutschland (EKD) von Anfang an mit dabei war – trotz Kriegsschuld Deutschlands - sogar als Gründungsmitglied. Hilfreich war die Stuttgarter Erklärung von 1945, in der die historische Schuld eingestanden wurde.

Die kath. Kirche war in Amsterdam nicht dabei. Pius XII. hatte verkünden lassen: „Wer an der Versammlung in Amsterdam teilnimmt, wird exkommuniziert“! Aber der Generalsekretär schleuste als „Journalisten“ zwei oder drei kath. Priester in die Vollversammlung ein.

Erst seit Uppsala 1968 wurden vom Vatikan offiziell Delegationen zu den Vollversammlungen des ÖRK geschickt.

Thema in Amsterdam: „Die Unordnung der Welt und Gottes Heilsplan“. Die zentrale Botschaft von Amsterdam war: „Gerechter Friede“.



In Amsterdam hatte man sich mit dem Thema „Die Kirche und die internationale Unordnung“ befasst. Zum Schluss stand ein Bericht, der berühmt geworden ist. Darin wurde u.a. formuliert: Ein gerechter Krieg sei für eine gerechte Sache nicht mehr möglich! Der herkömmlichen Kriegstheorie sei spätestens seit der Entwicklung der Atombombe der Boden entzogen worden. Deswegen sei es Aufgabe der Kirchen, Widerstand zu leisten und Modelle der Änderung mit friedlichen Mitteln zu schaffen, so dass die Welt sehe, wie man Konflikte friedlich in der Welt bewältigen kann.

2. Die drei Zwischenstationen auf dem Weg zum konziliaren Prozess

Nach Amsterdam 1948 gibt es drei Zwischenstationen in der Auseinandersetzung um Gewalt und Frieden, die in den konziliaren Prozess münden, in den dann auch die katholische Kirche sehr stark eingestiegen ist

2.1. Die Puidoux-Konferenzen

Die erste Zwischenstation waren die Puidoux-Konferenzen von 1955–1962. Die Teilnehmer an den fünf Konferenzen: Vertreter der sog. Friedenskirchen (Mennoniten, Quäker u.a.) und der deutschen evangelischen Tradition vom „gerechten Krieg“. Im ersten Satz der Puidoux-Konferenz von 1955 heißt es klar und deutlich: „Krieg ist immer Sünde. Er kann nicht gerechtfertigt werden.“ Nachfolge Christi ist Teilhabe und Dienst am Leben und eben nicht am Töten.

Das Thema „gerechter Krieg/gerechter Friede“ wurde unter der Überschrift „Die Herrschaft Christi über Kirche und Staat“ aufgearbeitet.

2.2. Das Antirassismusprogramm

Die zweite Zwischenstation war das „Antirassismusprogramm“ des ÖRK mit mehreren ökumenischen Konferenzen. 1970 wurde in Arnoldshain bei Frankfurt der Beschluss gefasst, dass Bewegungen, die die Apartheid und den Rassismus bekämpfen, auch dann theologisch und finanziell

unterstützt werden, wenn sie unter Umständen Gewalt anwenden. Dies führte zum größten Konflikt, der vor allem zwischen der EKD und dem ÖRK in den gut 60 Jahren jemals stattgefunden hat.

Erstmals rückte die Perspektive der Opfer in den Blick. Das Wort der „vorrangigen Option für die Armen“ kam in den 70-er Jahren auf.

Der ÖRK vertritt keinen prinzipiellen Pazifismus mehr, sondern Solidarität mit den Unterdrückten. So hat z.B. die Aktion „Kauft keine Früchte der Apartheid“ öffentliches Aufsehen erregt.

2.3. Das Konzept einer gerechten, teilnehmenden und überlebensfähigen Gesellschaft (JPSS)

Der dritte Zwischenschritt auf dem Weg zum konziliaren Prozess war das Konzept einer gerechten, teilnehmenden und überlebensfähigen Gesellschaft (1978/79 in Boston). Dies wurde Ende der 70-er Jahre vom ÖRK



entwickelt. Dabei ging es keineswegs nur um die Kirche, sondern um die Gesellschaft insgesamt. Der Horizont hatte sich damit ausgeweitet auf eine gerechte, teilnehmende und demokratische Gesellschaft. Am

wichtigsten war die Rede von einer überlebensfähigen, heute „nachhaltigen“ Gesellschaft.

Neu war das ökologische Thema. „Schöpfung, Umwelt, Natur, Haushaltserschaft“ wurden Themen.

3. Der konziliare Prozess für „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“

Der konziliare Prozess „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ ist 1983 auf der 6. Vollversammlung des ÖRK in Vancouver aus der Taufe gehoben worden. Anfang der 80-er Jahre spielte die Nachrüstungsdebatte eine große Rolle. Die Delegation aus der DDR warb um ein allgemeines christliches Friedenskonzil. Dagegen erhob jedoch die kath. Kirche Einspruch. So wurde dann in Vancouver der „konziliare Prozess“ begründet und kein „Friedenskonzil“.

Die wichtigste Phase war zweifellos gleich die von 1983–1990. In diese Zeit fällt z.B. der Kirchentag in Düsseldorf, auf dem Carl Friedrich von Weizsäcker noch einmal die Stimme für ein Konzil des Friedens erhoben hat. Wichtiger war aber, dass 1987 die kath. Kirche offiziell ihre Beteiligung am konziliaren Prozess verkündete.

Eine Reihe großer Konferenzen fanden in Ost- und Westdeutschland statt. Allein aus der DDR kamen 17.000 Eingaben. Es wurde deutlich, was für ein Feuer im Untergrund brodelte. Soviel Eingaben hat es weder davor noch danach je wieder gegeben. Der letzte Versuch, die Bewegung mit den 17.000 Eingaben in den Griff zu bekommen, war die manipulierte Wahl vom 7. Mai 1989 in der DDR. Vertreter der konziliaren Bewegung befragten vor den Wahllokalen die Leute nach ihrer Wahlentscheidung und machten das öffentlich. Undenkbar ohne die vorangegangenen Versammlungen in der DDR. Die „Wende“ in der DDR ist ohne den konziliaren Prozess nicht vorstellbar. So war die erste ökumenische Versammlung vom 12.-15. Mai 1989 in Basel Schauplatz des „3-Ländermarsch“. Die 7.000 – 8.000 TeilnehmerInnen - davon 500 – 700 aus der DDR und Osteuropa - konnten ohne Kontrollen die Grenzen passieren. Mit diesem Schlüsselerlebnis gingen die Leute zurück nach Osteuropa.

Es gab ihnen Mut, weiter ihren Weg zu gehen.

Den Abschluss der ersten Phase bildete die Weltversammlung „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“ vom 5. - 12. März 1990 in Seoul. Sie mündete in Selbstverpflichtung, Handlungsvorschläge usw..

Für die Phase von 1983 – 1990 muss festgehalten werden:

1. Der konziliare Prozess ist in der ersten Phase von den Christen in beiden deutschen Staaten federführend vorangetrieben worden.
2. Zum ersten Mal seit der Reformation zogen die kath. Kirche und die nicht-katholischen Kirchen offiziell in einer ökumenischen Bewegung an einem Strang. Auch in der BRD (Königstein und Stuttgart) war die kath. Kirche Mitveranstalter und vor allem in Basel bei der europäischen Versammlung. Die dann anlaufenden politischen Umwälzungen haben den konziliaren Prozess nicht mehr zum Hauptthema gemacht.

Die weiteren Phasen des konziliaren Prozesses:

- Die Dekade kirchlicher Solidarität mit den Frauen in den 90-er Jahren.
- Die Kampagne für den Schuldenerlass für die Ärmsten der Armen (Erlassjahr-Kampagne, Harare 1998/2000)
- Die Dekade zur Überwindung der Gewalt 2001 – 2010, deren Abschluss im Mai 2011 in Kingston / Jamaika die Friedenskonvokation war.

4. Auf dem Wege zur internationalen Friedenskonferenz 2011 in Kingston (17.-25.5.2011)

Auf der Vollversammlung des ÖRK 2006 in Porto Alegre/Brasilien ist beschlossen worden, dass man den konziliaren Prozess abschließen will, mit drei Schwerpunkten: (1) Es sollen regionale Akzente gesetzt werden. (2) Es soll eine ökumenische Erklärung zum gerechten Frieden ausgearbeitet werden. (3) Eine große „ökumenische Friedensversammlung“ soll ein weltweites christliches Zeugnis für den Frieden abgeben.

Eine solche Friedenskonferenz mit Beteiligung aller christlichen Haupttraditionen einschließlich der kath. Kirche, wie sie in Kingston stattge-

funden hat, hat es bisher in der Geschichte der ökumenischen Bewegung noch nie gegeben.

4.1. Der erste Entwurf einer ökumenischen Erklärung „Ehre sei Gott und Frieden auf Erden“

Vorausgeht eine meditative Einleitung über Lukas 2,14 „Ehre sei Gott und Frieden auf Erden“, ein Zentralthema christlichen Glaubens. In „Unser Friedenszeugnis in einer Welt der Gewalt“ bilden drei Kapitel die Gliederung:

- „Der Gott des Friedens und der Friede Gottes“ argumentiert theologisch.
- „Im Namen Christi: Die Kirchen als Gemeinschaften und Trägerinnen der Auferbauung des Friedens“ nimmt kirchenhistorisch Stellung.
- „Auf dem Weg zu einem gerechten Frieden – Spielräume des kirchlichen Engagements“ zeigt Handlungsspielräume auf.

4.2. Der zweite Entwurf einer ökumenischen Erklärung „Ein Friede, der alles Verstehen übersteigt“

Er wurde nur kurz skizziert und verglichen: Was heißt „gerechter Friede“? / Wegweiser auf dem Weg zum gerechten Frieden / Unterwegs bleiben / Neue Einheit suchen im Handeln für den Frieden /

(1) Für Frieden in der Gesellschaft – damit alle zusammen und frei von Angst leben (Thema der Kirche), (2) Für Frieden mit der Erde – damit Leben erhalten wird (Ökologie), (3) Für Frieden in der Wirtschaft – damit alle in Würde leben können (Ökonomie), Für Frieden zwischen den Völkern – zum Schutz des Lebens.

Pfarrer Dr. Link meinte, der zweite Entwurf der Erklärung zum gerechten Frieden sei nicht so gut wie der erste.

4.3. Auf dem Weg zu einem dritten Entwurf

Für das weitere Vorgehen wurde ein eigenartiges Verfahren gewählt. Die Gruppe, die in Bogota/Kolumbien unter Federführung von Konrad Raiser den zweiten Text entworfen hatte, hat einen dritten Entwurf erstellt, der aber bis Kingston unter Verschluss gehalten wurde.



5. Gruppenarbeit

Der Studenttag teilte sich in drei Arbeitsgruppen auf a) „**Theologische Gruppe**“. Sie befasste sich mit „Der Gott des Friedens – offenbart als die Heilige Dreieinigkeit“ im ersten Entwurf. Im Bericht aus der Gruppenarbeit wurde deutlich, dass sich die Teilnehmer/innen an den theologischen Bildern gestoßen haben. Es gab Auseinandersetzungen. b) „**Ethische Gruppe**“. Sie beschäftigte sich mit „Christliche Friedensraditionen“ im ersten Entwurf. Im Bericht aus der Gruppenarbeit wurde deutlich, dass sich die Teilnehmer/innen besonders an dem Satz „Wir brauchen eine erneuerbare moralisch-spirituelle Energie, zusammen mit einer erneuerbaren Energie der Hoffnung“ aufhielten. c) „**Ekklesiologische Gruppe**“. Sie befasste sich mit den folgenden Punkten: (1) für Frieden in der Gemeinschaft (2) für Frieden mit der Erde (Ökologie) (3)

für Frieden in der Wirtschaft (Ökonomie) (4) für Frieden zwischen den Völkern (Globale Herausforderung) (5) für Frieden zwischen den Völkern (Zentrale Richtlinien). Im Bericht aus der Gruppenarbeit wurde deutlich, dass der Satz „Die Kirche ist geistlich, menschlich und geographisch für die Aufgabe gerüstet“ zu unterschiedlichen Meinungen in der Gruppe führte; an Beispielen wurde von den Schwierigkeiten vor Ort zwischen Katholiken und Protestanten berichtet.

6. Abschluss und Gottesdienst

Zum Abschluss der Veranstaltung schlug der Referent vor: die katholische und evangelische Kirche sollten öffentlich Frieden schließen und sich gegenseitig als vollwertig ansehen. Dazu böte sich das Jahr 2017 an (500 Jahre Thesenanschlag von Martin Luther).

Abschlussthese: Erst wenn die beiden großen Kirchen Frieden schließen wollen, werden sie glaubwürdig, wenn sie sich für Frieden einsetzen.

Mit einem gemeinsamen Gottesdienst in der Papst-Johannes-Kapelle der Landvolkshochschule Freckenhorst endete der Studententag.

Werner Paschke ist Mitglied der Gruppe Sendenhorst

Ernst Dertmann / Eberhard Ockel

„Ich bin mein Erinnern“ (Augustinus)

Bericht zur Gedenkfeier im Vredener Rathaus zum Shoatag 2011

Nicht nur das Programm, sondern auch der große Sitzungssaal des Vredener Rathauses war mit über 120 Teilnehmenden prall gefüllt, und die Gedenkfeier hatte auch einen besonderen Höhepunkt zu bieten: Pfr. Hermann Scheipers (Ochtrup) erzählte als letzter Dachau-Überlebende von seinen Verhören in Gestapozellen in Leipzig und seiner vierjährigen Inhaftierung in Dachau sowie von den jahrelangen Bespitzelungen durch die Stasi in der DDR. Er wurde vom Moderator der Veranstaltung,



Ernst Dertmann mit einer symbolträchtigen Auschwitzrose begrüßt. Aber zunächst führte Ernst Dertmann, der Friedensarbeiter von Pax Christi Münster, mit bewegenden Worten in die Gedenkfeier ein und bedankte sich gleichzeitig bei den Mitwirkenden der Veranstaltung.

„Erinnerung ist ein Zeichen aufgeklärter Kultur. Deshalb sind wir hier. 'Ich bin mein Erinnern' sagt Augustinus. Deshalb sind wir hier. Denn wir sind, was wir erinnern. Deshalb sind wir hier. Es ist wahr: Hinter uns liegt eine Vergangenheit, die nicht vergehen will. Und je weiter der zeitliche Abstand sich Tag für Tag und Jahr um Jahr ausdehnt, desto größer erscheint die Monstrosität der deutschen Verbrechen. Erst vor Tagen wurde bekannt, dass bei den Todesmärschen der KZ-Überlebenden Jagd auf die 'Zebras' gemacht wurde: mindestens 250.000-KZ-Opfer wurden ermordet – von ganz normalen deutschen Bürgern an den Straßenrändern. So bleibt heute für uns Nachgeborene letztendlich nur die Forderung bestehen, sich auch weiterhin der geschichtlichen Verantwortung zu stellen und eine kollektive Erinnerungskultur aufzubauen, die verlässlich und dauerhaft auch gleichzeitig eine ‚Orientierungskultur‘ für die kommenden Generationen darstellt. Deshalb sind wir hier“, sagte Dertmann.

Eingeladen zu dieser Gedenkveranstaltung hatten als Veranstalter die internationale katholische Friedensbewegung PAX CHRISTI im Bistum Münster, die Stadt Vreden, die Vredener Kirchengemeinden, das Gymnasium Vreden.

Die Musikanten verdienen ein besonderes Lob: die Mitglieder des Jugend-Ensembles für Alte Musik Stadtlohn/Lüdinghausen: Lisa Feldhaus-Wenning, Manuel Funk, Elisabeth Hüls mit ihrer Leiterin und ebenfalls mit Blockflöte Hanne Feldhaus-Tenhumberg und am Cembalo Bernd



Sikora, der ja zum Urgestein dieser Gedenkveranstaltungen gehört. Sie lockerten in besonderer Weise auf und verstärkten die feierliche und besinnliche Stimmung. Als Musik hatten sie u.a. jüdische Barockkomponisten ausgewählt, die auch Psalmen- und Synagogen-Gesänge in Töne gebracht hatten und auch Musik aus der Zeit des 30jährigen Krieges aus der Tradition der barocken Lamenti (also Klagegesänge).



Ernst führte auch mit für ihn untypischen sparsamen Worten durch das Programm. Der Erste Beigeordnete der Stadt Vreden ließ es sich nicht nehmen, die vielen in-

teressierten Bürger aus nah und fern willkommen zu heißen. Maik Weelink las einen Text von Günter Eich, mit dem das Hörspiel „Träume“ beendet wird. Günter Eich beendet damit sein Hörspiel, das Anfang der 1950er Jahre für größte Aufmerksamkeit und heftige Empörung sorgte, weil es Deportationen und Ängste der Menschen in 5 Träumen zum Thema macht.

„Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht!
Bleibt wach, weil das Entsetzliche näher kommt.
Auch zu dir kommt es, der weit entfernt wohnt von den Stätten wo
Blut vergossen wird,
auch zu dir und deinem Nachmittagsschlaf,
worin du ungern gestört wirst.
Wenn es heute nicht kommt, kommt es morgen,
aber sei gewiss.

(....)

Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!
Seid misstrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen!

Wacht darüber, dass eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere

eurer Herzen gerechnet wird!

Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus euren Mund nicht erwartet!

Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!“

Nach diesem Text wurde das bekannte „Moorsoldatenlied“ mit vier (von 9) Strophen gesungen. Das „Moorsoldatenlied“, wurde 1933 von Häftlingen des KZ Börgermoors bei Papenburg im Emsland geschaffen. In diesem Lager wurden vorwiegend politische Gegner des Nazi-Regimes gefangen gehalten, unter ihnen der Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky. Es bildete die Einstimmung zu den Erinnerungen des 98-jährigen Pfr. Hermann Scheipers an seine vierjährige qualvolle Leidenszeit im KZ Dachau.

Anlass für seine Verhaftung waren Gottesdienste mit polnischen Zwangsarbeitern, die er gemeinsam mit einem Dolmetscher feierte. Nach der Doktrin der Nazis waren Polen Untermenschen und eine solche Feier



infolgedessen Verrat an der Ideologie. Er wurde schon vorher bei den zahlreichen Verhören durch die Gestapo im Leipziger Gefängnis als Staatsfeind eingestuft und behandelt. Als er in Dachau im März 1942 einen Schwächeanfall bekam, wurde er in den so genannten Invalidenblock versetzt und nur eine kühne Tat seiner Schwester rettete sein Leben. Er hatte mit ihr ein Codewort für Lebensgefahr vereinbart; das schrieb er ihr und sie ging zur Gestapo und sagte, man erzähle sich, dass in Dachau Priester vergast würden. Daraufhin wurde der junge Scheipers wieder in den Priesterblock verlegt. Dort hatte er auch Kontakt mit inhaftierten Kommunisten, die ihm freundschaftlich verbunden blieben. Auch erinnerte er seine Teilnahme an der geheimen einzigen Priesterweihe von Karl Leisner durch einen ebenfalls inhaftierten französischen Bischof.

Erst während eines Todesmarsches im April 1945 konnte er sich die Unaufmerksamkeit eines Wachmann zu Nutze machen und fliehen

Die Ausstrahlung dieses alten Mannes und seine Glaubwürdigkeit beeindruckten alle Anwesenden. Deren Geduld wurde etwas strapaziert, als der Zeitzeuge von seinen Erzählungen nicht ablassen konnte und seine ihm zugedachte Zeit weit weit überschritt.

„Und wir, die Kinder und Enkel der Täter – und Opfer?“ fragte Ernst Dertmann. Ein Gedicht von Erich Fried stellt Fragen. Dieser Dialog wurde von Lukas Rolvering und Johanna von Raesfeld (Klasse 9b des Gymnasiums) gelesen:

„Was hast du damals getan was du nicht hättest tun sollen? - „Nichts“
Was hast du *nicht* getan was du hättest tun sollen? - „Das und das dieses und jenes: Einiges“

Warum hast du es nicht getan? - „Weil ich Angst hatte“

Warum hattest du Angst? - „Weil ich nicht sterben wollte“

Sind andere gestorben weil du nicht sterben wolltest? - „Ich glaube ja“

Hast du noch etwas zu sagen zu dem was du nicht getan hast? - „Ja:

Dich zu fragen was hättest du an meiner Stelle getan?“

Das weiß ich nicht und ich kann über dich nicht richten. Nur eines weiß ich: Morgen wird keiner von uns leben bleiben wenn wir heute wieder nichts tun“.

Ein Bekenntnis des Protestanten Martin Niemöller, der es ablehnte mit Bischof angeredet zu werden und Hitlers einziger persönlicher Gefangene war, schloss sich an. Niemöller hat als Einziger gewagt, Hitler von Angesicht zu Angesicht klipp und klar zu widersprechen. „Wir gehorchen



Gott mehr als Ihnen, Herr Reichskanzler!“ Pia Roths, Luisa Ostenkötter, Lena Rotering, Charlotte Robert und Christin Reinisch vom Gymnasium Georgianum lasen den Text.

Michael Finkemeier sprach das Große Totengedenken aus der Rede Richard von Weizsäcker zum 40. Jahrestag der Befreiung vom deutschen Faschismus.

Und dem folgte der bewegendste Teil der Veranstaltung: jeder der zahlreichen Anwesenden erhoben sich und gingen einzeln zur

aufgebauten Klagemauer mit einer Menorah und legten je ein kleines Steinchen auf die Mauersteine. Dabei wurden die Namen der deportierten und ermordeten Vredener, Stadtlohner und Ahauser Bürger und Bürgerinnen jüdischen Glaubens auf der Leinwand eingeblendet, stellvertretend für alle Ermordeten und Namenlosen. Die Musik bei dieser Präsentation war Filmmusik aus „Schindlers Liste“.

„Kann man nach Auschwitz und Dachau noch beten? Kann man nach Auschwitz und Dachau den Ewigen und Einzigen noch preisen? Ja, ist

meine Antwort. Ja, weil auch in Auschwitz und Dachau gebetet wurde und der Ewige und Einzige angerufen und auch gepriesen“, sagte Ernst Dertmann. Und viele Anwesende schämten sich dabei nicht ihrer Tränen.

Abwechselnd mit Pastoralreferent Josef Schubert wurde der Psalm 13 gebetet. Der Vorbereitungskreis hatte sich auf die Übersetzung von Friedolin Stier geeinigt.

Eines der schönsten Gedichte der großen jüdischen Lyrikerin Hilde Domin - ein Aufruf an uns alle - „Abel steh auf!“ Es las Gregor Malyszek. Die Zeile daraus „Damit es anders wird zwischen uns allen“ ist je der Untertitel zu den Veranstaltungen zum Auschwitztag in Vreden.

Das gemeinsam gesungene Friedenslied „Freunde, dass der Mandelzweig...“ schloss diese sehr gelungene Veranstaltung ab. Mag sein, dass einzelne Teilnehmer an der kaum zu bremsenden Erzählfreude des alten Prälaten Anstoß nahmen; vielleicht hätte man eine solche ausufernde Schilderung voraussehen und dafür andere Texte kürzen oder streichen können.

Bleibt noch anzumerken: die Teilnehmenden waren sehr gerührt und viele hatten Tränen in den Augen, als sie sich beim Moderator der Veranstaltung überschwänglich bedankten.

Norbert Fabian

„Option für die Armen und Benachteiligten“ - Soziales Engagement und Kirchenreform

Dass das II. Vatikanische Konzil entscheidende Anstöße für eine Erneuerung und Reform der kath. Kirche zu geben versucht hat, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, dass eine große Gruppe beteiligter Bischöfen dies mit einer verstärkt sozialen Orientierung und Reformation verbinden wollte.

Hierauf wies Pfarrer Norbert Arntz aus Kleve bei einem Studien- und Besinnungstag von KAB, CAJ und Pax Christi in Duisburg-Rheinhausen hin. Kurz vor der Eröffnung des Konzils 1962 habe der Reform- und Konzilspapst Johannes XXIII. das Leitwort von einer „Kirche der Armen“ ausgegeben. Gegen den Widerstand weiterhin eher reformunwilliger Kreise habe eine einflussreiche Gruppe von Bischöfen um Dom Helder Camara aus Lateinamerika dieses Motto mit aufgegriffen und in Konzilsdiskussionen und -dokumente mit eingebracht. Beteiligt gewesen sei auch der frühere Essener Weihbischof Julius Angerhausen aus dem Ruhrgebiet.

Ende 1965, kurz vor dem Abschluss des Reformkonzils sei es dann zu einem Katakombenpakt gekommen, der mit an die Urkirche erinnern sollte. Darin hätten sich zuerst 40 Bischöfe verpflichtet, ein einfaches, am Evangelium orientiertes Leben zu führen und zugleich einen Pakt mit den Armen zu schließen. Dem hätten sich weitere 500 Konzilsbischöfe aus aller Welt angeschlossen. Gefordert worden seien u.a. soziale Werke, die „sich auf Gerechtigkeit und Liebe gründen und alle Frauen und Männer gleichermaßen im Blick haben.“ Regierungen und öffentliche Dienste sollten dazu gebracht werden, solche Gesetze, Strukturen und gesellschaftliche Institutionen zu schaffen und wirksam werden zu lassen, die „für Gerechtigkeit, Gleichheit und eine gesamt menschliche harmonische Entwicklung jedes Menschen und aller Menschen notwendig

sind.“ Hierdurch sollte „eine neue Gesellschaftsordnung entstehen, die der Würde der Menschen- und Gotteskinder entspricht“.

Mit den lateinamerikanischen Bischofskonferenz von Medellin 1968 und Puebla 1979 sowie der Anerkennung von Basisgemeinden wurde der Katakombenpakt engagiert weitergeführt - so Norbert Arntz, der selbst mehrere Jahre als Pfarrer in Peru gearbeitet hat. In der von Thomas Fatum geleiteten Diskussion gab es den Vorschlag, in Deutschland die Sozialverbände der Kirchen zugleich als Basisgemeinschaften innerhalb zunehmend entstehender Großgemeinden zu verstehen. Verwiesen wurde auf das von der KAB mit erarbeitete gemeinsame Wort der Bischofskonferenz und der EKD „Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit“ zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland. Indessen hätten sich prekäre und unsichere Arbeitsverhältnisse verbreitet, seien Mittelschichten geschrumpft und nehme eine ungleiche Verteilung zwischen Armen und Reichen noch zu. Um Marktwirtschaft sozialer zu gestalten, sollte eine Fortschreibung und Aktualisierung des gemeinsamen Wortes erfolgen - auch in der Tradition des Katakombenpaktes und des II. Vatikanischen Reformkonzils.

Norbert Fabian, Pax Christi und KAB Duisburg-Rheinhausen

Wim Wigger

Integration ein dialogischer Prozess

Informations- und Studientag zur Flüchtlings und Asylarbeit am 11. März 2011 im Luidgerhaus in Münster

Referent: Weihbischof Dieter Geerlings

Integration, Segregation, Dialog

Zunächst einige Schlaglichter: Zu Weihnachten verschickt George W. Bush „Seasons Greetings“, von Weihnachtsgrüßen ist nicht mehr die Rede, sondern von „Jahreszeitlichen Grüßen“ – eine Form von political correctness? Der Weihnachtsbaum heißt in den USA „Gemeinschaftsbaum“, um Andersgläubige oder Ungläubige nicht vor den Kopf zu stoßen. Ist das die Form von Dialog in einer Gesellschaft, in der die meisten Menschen Migrationshintergrund haben?

Der Französische Philosoph Paul Ricoeur sagt: Nur in der Verbundenheit mit der eigenen Kultur kann man einen Dialog führen. Die Dispensierung der Religion aus dem Dialog ist für ein gegenseitiges Verstehen von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen eher hinderlich.

In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wurde gerade in der vergangenen Woche eine Debatte darüber geführt, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht. Der Dialog mit anderen Religionen wird hier hin Deutschland zur Zeit sicher am stärksten mit dem Islam zu führen sein, da er zahlenmäßig gegenüber Hinduismus, Buddhismus und Judentum die Religion mit den meisten Anhängern ist. Gerade bei dem Dialog mit dem Islam ist es für Christen ganz wichtig, die eigene Position genauer zu kennen, um überhaupt dialogfähig zu sein. Wer nach allen Seiten offen ist, so ein bekannter Slogan, kann nicht ganz dicht sein.

Betrachtet man die Christen aus der Sicht der Muslime, so werden sie bereits im Koran als „Leute der Schrift“ bezeichnet, in großer Nähe zu

den Juden. Dabei wird von Seiten Mohammeds die eigene Schriftauffassung auf die Christen projiziert. Denn aus der Sicht des Islam ist der Koran als Gottes Wort unmittelbar und wörtlich diktiert: Heilig, un hinterfragbar, unhistorisch, unantastbar. Für die Christen hingegen ist die Bibel das Wort Gottes, aber wir glauben an die Person Jesu Christi. Und die Bibel ist Gottes Wort über ihn, aber aus Menschenmund, so dass wir in der Bibel auch immer den gläubigen Sinn des Evangelisten und der frühchristlichen Gemeinden erkennen. Die Bibel ist für den Christ nicht vom Himmel gefallen und kein reines Geschichtsbuch, sondern immer auch Ausdruck des Glaubens der Menschen, die sie geschrieben haben. Daraus folgt ein völlig anderer Umgang mit der Schrift, ein Vorgang der hier und da bei einigen Koranauslegern zu finden ist, aber insgesamt dem Islam noch bevorsteht.

Dieter Geerlings stützt sich in seinem weiteren Vortrag auf eine Arbeit von Johanna Reppenhorst aus Lüdinghausen, die bei dem Studientag ebenfalls anwesend war.

Sie hat sich mit der Frage beschäftigt, ob die Aktivitäten der muttersprachlichen Gemeinden der Integration schaden oder nützen, ob sie eher zu Segregation und Parallelwelten führen oder ob sie dienlich sind. Frau Reppenhorst definiert zunächst „**Migration**“ als räumliche Verlagerung des Lebensschwerpunktes. Das hört sich zunächst formal und harmlos an, hat aber weit reichende Konsequenzen für die komplette Lebensgestaltung. Schon 1969 hat Bischof Heinrich Tenhumberg Deutschland als Einwanderungsland bezeichnet. Dafür hat er aus weiten Kreisen der Politik Schelte bekommen, und es hat 30 Jahre gebraucht, bis sich die Einsicht der Öffentlichkeit so weit verbreitet und durchgesetzt hat, dass sie auch in der Politik zugegeben werden konnte.

Auch in kirchlichen Kreisen haben sich die Seelsorgeämter und auch besonders Ordenschristen sich um die Migrantinnen und Migranten gekümmert. Es sind starke Differenzen in kulturellen Hintergrund und bei den Traditionen festzustellen, auch bei gleicher Religion. Die Semana Santa wird in Andalusien ganz anders begangen als etwa die Karwoche in Lüdinghausen.

Was ist Integration?

Dieter Geerlings nennt drei Kennzeichen:

- in Frieden miteinander leben
- gemeinsam Zukunft gestalten
- und gemeinsame Teilhabe an den gemeinsam produzierten Gütern.

Oft wird Integration trotz anders lautenden Beteuerungen heimlich so verstanden, dass nur Assimilation der Zuwanderer an die bestehende Kultur darunter zu verstehen ist.

In der Bibel zieht sich die Begegnung verschiedener Kulturen wie ein roter Faden durch die Geschichte. Bereits im Dekalog ist davon die Rede: So spricht der Herr: Du selbst warst Fremdling in Ägypten. Daher sollst du den Fremdling in deinem Land nicht unterdrücken. Im Neuen Testament ist von einer Entgrenzung der Religion die Rede. „Es kommt die Zeit, in der ihr weder auf dem Berg Garizim noch in Jerusalem anbeten werdet, sondern im Geist und in der Wahrheit“ (Jo 4). Am Beginn der kirchlichen Sendung steht die Kirche „aus allen Völkern und Zungen“ in der am Pfingstfest die Menschen einander dennoch verstehen, auch wenn sie verschiedene Sprachen sprechen.

Die katholischen Missionen, kroatische, spanische, italienische Mission, aber auch Vietnamesen und Tamilen bieten den Migrant*innen religiöse Heimat, fördern aber auch die Integration mit konkreten Ortsgemeinden, in denen sie ihre Treffen und Gottesdienste haben und in deren Pfarrheimen sie zu Gast sind. Das Fazit der Arbeit von Johanna Reppenhorst ist, dass die katholischen Missionen nicht zur Segregation und zum Aufbau von Parallel-Welten führen, sondern über die konkreten Ortsgemeinden zum konkreten Kontakt mit den katholischen Brüdern und Schwestern.

In der gegenwärtigen Diskussion wird von der Politik Integration der Zuwanderer verlangt. Diese Diskussion ist nicht ganz frei von Populismus. Es war immer von 15% Integrationsverweigerern die Rede. Auf Nachfrage des Caritasverbandes stellte sich heraus, dass diese Zahl weder von den Ländern erhoben wurde, noch irgendeine empirische Umfrage zu Grunde lag, sondern über den großen Daumen in die Welt gesetzt wurde.

Was ist eigentlich Dialog?

Schon seit Sokrates' Methode der Wahrheitsfindung im Gespräch ist es das Kennzeichen der Begegnung zwischen Menschen, dass dies über das Wort geschieht. „Alles Wirkliche ist Begegnung“ hat Martin Buber gesagt. In „Ecclesiam suam“ hat das Zweite Vatikanische Konzil deutlich gemacht, dass die Kirche den Dialog mit der Welt braucht, weil sie etwas gibt, was die Kirche nicht hat, aber durch die Begegnung mit ihr aufnehmen kann. Bei der Diskussion um die Frage, ob der Islam zu Deutschland gehört, muss man sagen, dass Europa eine christliche Geschichte hat, aber es gibt keine Identität von Christentum und Europa. Das Festhalten an einem sogenannten bestimmten Wertekanon ist oft leeres Gerede, denn z.B. sowohl Aktive als auch Passive Euthanasie werden mit Menschenwürde begründet. Zusammenfassend kann man sagen: Im Dialog verwandeln sich Unterschiede nicht in Konflikte, sondern ermöglichen Verstehen.

In der anschließenden Diskussion präzisiert Dieter Geerlings diesen Satz so, dass damit nicht Konfliktscheu gemeint ist, sondern dass das Ziel des Dialoges nicht Auseinandersetzung, sondern Auf-einander-zu-Gehen und gegenseitiges Verstehen ist. Im Gespräch werden konkrete Felder der Begegnung genannt, zum Beispiel in den Kindergärten und Schulen. Wichtig ist dabei, dass die Erzieherinnen, die auch durch die Mütter ihrer Kinder Kenntnis von den verschiedenen Kulturen erhalten, in ihrer eigenen Kultur sich auskennen und sie vermitteln können.

Im konkreten Praxisbericht schildert Schwester Stefanie das Begegnungsprojekt in Herten-Süd. Der Hertener Süden ist stark von türkischstämmigen Familien besiedelt, während die griechischen Familien eher in Herten-Mitte wohnen. Als Ausgangspunkt und Brücke wurde ein evangelischer Kindergarten gewählt. Alle an dem Projekt teilnehmenden Frauen waren Mütter in diesem Kindergarten. Etwa 20 Frauen haben sich gemeldet. Beim ersten Treffen waren noch sechs katholische Frauen dabei, beim zweiten vier und durchgehalten haben dann zwei Frauen. Die Reaktionen auf das Projekt waren ausnehmend positiv. Alle Mütter, die daran teilgenommen haben, bestätigten: „Wir haben uns im Kindergarten tagtäglich gesehen und dachten, wir kennen einander. Die Teilnahme

am Projekt hat uns allerdings dazu geführt, den anderen viel besser zu verstehen und auch nachvollziehen zu können, warum die anderen anders sind und anders denken“. Die gemeinsamen Treffen und Gespräche haben uns ermutigt, auch nach Abschluss des Projektes uns weiter zu treffen und privat um Rat zu Fragen und zu helfen. Es sind dadurch dauerhafte Beziehungen entstanden.

Sr. Stefanie berichtet auch über den Einsatz für Roma-Familien, deren Kinder durch die ständige Begleitung eine Berufsausbildung begonnen und auch abgeschlossen haben, über eine Familie aus dem Iran, wo Vater und Mutter nacheinander gestorben sind, der Onkel die Kinder zu sich genommen hatte, dann auf einer Reise in den Iran verhaftet wurde, nach dem Gefängnisaufenthalt wieder nach Herten kam und dennoch abgeschoben werden sollte. Mit großem Glück konnte dies in letzter Minute verhindert werden.

Eine Erzieherin aus Hamm berichtet wie in Hamm-Heessen über den Kindergarten Kontakt zu Türkischen Migrantenfamilien erreicht wurde. Der Kontakt zum Moscheeverein hat Brücken geschlagen zu den türkischen Müttern. Im benachbarten Kindergarten sind über 70% der Kinder mit Migrationshintergrund.

Leserzuschrift

Pfr. Bernhard Lübbering schickte einen kurzen Artikel aus „Christ in der Gegenwart“ zu und bat um Veröffentlichung in dieser Ausgabe

Serbiens Vergangenheit und Gegenwart

Bei einem privaten Besuch in Serbien hat der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Robert Zollitsch aus Freiburg, auch den orthodoxen Patriarchen Irinej I. getroffen. Dieser dankte den Katholiken Deutschlands, dass sie auch in den dunkelsten Zeiten des Balkankrieges der neunziger Jahre die Verbindung zu den serbischen orthodoxen Christen aufrechterhalten und Hilfe geleistet hätten. Zudem erklärten beide Kirchenführer in diplomatischer Wortwahl, dass Religion nicht zur Durchsetzung nationalistischer Interessen benutzt werden dürfe, was beim Balkankrieg allerdings auf serbisch-orthodoxer wie kroatisch-katholischer Seite vielfach geschehen war.

Zollitsch erklärte in Belgrad, Serbien könne nach seinen zahlreichen historischen Konflikten durchaus zu einer Brücke zwischen Ost und West werden, wenn es am Reichtum seiner verschiedenen Ethnien und Religionen anknüpfe. Er sprach sich für einen Beitritt Serbiens, das „Land seiner Kindheit“, zur Europäischen Union aus.

Robert Zollitsch, geboren 1938, stammt aus einer donauschwäbischen Familie in einem damals rein deutschen Siedlungsgebiet der westlichen Batschka, der Provinz Vojvodina. In der Endphase des Zweiten Weltkriegs kam es zu Massakern durch jugoslawische Partisanen. Zollitsch geriet mit Angehörigen in ein Todeslager, aus dem er 1946 nach Deutschland fliehen konnte. In Odzaci segnete er nun ein Gedenkkreuz, das an 212 Männer erinnert, die dort 1944 von Soldaten der Volksbefreiungsarmee umgebracht worden waren. Unter den Opfern ist Zollitschs damals sechzehn Jahre alter Bruder Josef.

Trotz der schweren, traumatischen Erinnerungen fand der Freiburger Erzbischof in Anwesenheit etlicher Verwandter der damals Ermorde-

ten sowie zahlreicher serbischer orthodoxer Würdenträger bewegende Worte der Versöhnung: er habe „ein Menschenleben lang“ auf diesen Tag gewartet. „In unseren Ohren hallen immer noch die Schüsse von jenem 25. November 1944.“ Auch nach über 66 Jahren seien die Wunden in den Herzen noch offen und nicht verheilt. Aber das aufgerichtete Kreuz, ein Zeichen für Trauer und Erinnerung, stehe für Christen ebenso für die Überwindung des Todes, die Hoffnung auf Auferstehung. Bei einer Messfeier sagte Zollitsch: „Hier starben Liebe, Freundschaft, Hoffnung. Ungeheuer ist dieser Tod und grausam.“ Zugleich rief er die Christen dazu auf, „Menschen aktiven Mitleidens“ zu sein, die dem Gedanken der Rache und Vergeltung widerstehen. Zollitsch besuchte im nahen Filipowa, dem heutigen Backi Gracac, auch sein Elternhaus. Mit den heutigen serbischen Bewohnern verharnte er eine Weile im Zimmer seiner Geburt.

Red. „Christ in der Gegenwart“ Nr. 26/2011, S. 288

Botschaft der Internationalen ökumenischen Friedenskonvokation

Kingston (Jamaika) Mai 2011

Ich bete, „dass er euch Kraft gebe nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, dass Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne und ihr in der Liebe eingewurzelt und gegründet seid.“ (Epheser 3, 16-17)

Wir verstehen Frieden und Friedensstiften als unverzichtbaren Bestandteil unseres gemeinsamen Glaubens. Friede ist untrennbar verbunden mit der Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit, die Gott allen Menschen durch Christus und das Werk des Heiligen Geistes als Gabe und Berufung geschenkt hat. Friede ist ein Lebensentwurf, der die menschliche Teilhabe an Gottes Liebe zur Welt widerspiegelt. Der dynamische Charakter des Friedens als Gabe und Berufung steht nicht im Widerspruch zur Existenz von Spannungen, die ein wesentliches Element menschlicher Beziehungen sind, kann aber deren zerstörerische Kraft mildern, indem er Gerechtigkeit und Versöhnung bringt.

Gott segnet die Friedfertigen. Die Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) und andere Christen und Christinnen sind wie nie zuvor vereint in ihren Bestrebungen, Mittel und Wege zu finden, um gegen Gewalt vorzugehen und Krieg zur Herstellung eines „gerechten Friedens“ abzulehnen. Gerechter Friede entsteht durch eine gemeinsame Antwort auf Gottes Ruf, Frieden in Gerechtigkeit herzustellen. Gerechter Friede lädt uns ein, den vor uns liegenden Weg gemeinsam mit anderen zu gehen und uns zu verpflichten, eine Kultur des Friedens aufzubauen.

Wir, fast 1000 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus mehr als 100 Ländern, sind vom ÖRK zu dieser Internationalen ökumenischen Friedenskonvokation (IöFK) eingeladen worden und teilen miteinander die Erfahrung dieser Versammlung von Vertretern/innen christlicher Kirchen

und Partnern aus anderen Religionen, die sich für Frieden in der Gemeinschaft, für Frieden mit der Erde, für Frieden in der Wirtschaft und Frieden zwischen den Völkern engagieren. Vom 17. bis 25. Mai 2011 haben wir uns auf dem Gelände der Universität der West Indies (Mona) in der Nähe von Kingston (Jamaika) versammelt. Unser tiefer Dank geht an unsere Gastgeber in Jamaika und der ganzen karibischen Region, die uns sehr großzügig einen mannigfaltigen und offenen Rahmen für unsere Begegnung bereitgestellt haben. Allein die Tatsache, dass wir auf dem Gelände einer ehemaligen Zuckerplantage getagt haben, hat uns die Ungerechtigkeit und Gewalt der Sklaverei und des Kolonialismus sowie all die Formen der Sklaverei, die die Welt auch heute noch quälen, in Erinnerung gerufen. Die großen Herausforderungen, vor denen Jamaika infolge des hohen Gewaltniveaus steht, wie auch das mutige Engagement der Kirchen, die sich diesen Herausforderungen stellen, haben sich in unserer Arbeit niedergeschlagen.

Wir haben die Anliegen unserer Kirchen und Regionen mit nach Jamaika gebracht; wir haben miteinander gesprochen; jetzt haben wir eine Botschaft, die wir an die Kirchen und die Welt richten wollen. Wir sind uns in gemeinsamer Bibelarbeit und geistlich bereichernder Andacht, durch inspirierende künstlerische Aufführungen und Werke, Besuche kirchlicher und anderer Dienststeinrichtungen vor Ort, durch Plenarveranstaltungen, Seminare, Workshops, kulturelle Veranstaltungen, Vortragssitzungen, breit angelegte Diskussionen und zutiefst bewegende Gespräche mit Menschen, die Gewalt, Ungerechtigkeit und Krieg erlebt haben, näher gekommen. Wir haben die Errungenschaften der ökumenischen Dekade zur Überwindung von Gewalt (2001-2010) gefeiert. Unsere vielfältigen Aktivitäten, Erfahrungen und Begegnungen auf dieser Konvokation haben uns in inspirierender Weise deutlich gemacht, dass die Überwindung von Gewalt möglich ist. Die Dekade zur Überwindung von Gewalt hat viele wunderbare Beispiele dafür hervorgebracht, wie Christen und Christinnen tatsächlich etwas bewegen können.

Während unserer Versammlung in Jamaika haben wir Ereignisse in der Welt, in der wir leben, sehr bewusst wahrgenommen. Erfahrungsberichte aus unseren Kirchen haben uns vor Augen geführt, dass Kirchen auf lokaler Ebene seelsorgerliche und soziale Verantwortung für Menschen

haben, die täglich mit all den Problemen konfrontiert sind, über die wir diskutiert haben. Die Folgen des Erdbebens und des Tsunamis in Japan werfen drängende Fragen zur Atomenergie und zu den daraus resultierenden Gefahren für Natur und Menschheit auf. Regierungs- und Finanzinstitutionen stehen vor der Notwendigkeit, Verantwortung für ihre gescheiterte Politik und deren verheerende Auswirkungen auf schutzlose Menschen zu übernehmen. Wir sehen mit Sorge und Mitgefühl, wie Menschen in vielen arabischen Ländern für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenrechte kämpfen, ein Kampf, den mutige Menschen auch in anderen Kontexten führen, ohne dass die Welt ihnen Aufmerksamkeit schenken würde. Unsere Liebe zum israelischen wie auch zum palästinensischen Volk lässt uns zu der Überzeugung gelangen, dass die fortgesetzte Besatzung beider Völker Schaden zufügt. Wir bekräftigen erneut unsere Solidarität mit Menschen in geteilten Ländern, wie der koreanischen Halbinsel und Zypern, und Menschen in Ländern wie Kolumbien, Irak, Afghanistan und dem Gebiet der Großen Seen in Afrika, die sich nach Frieden und einem Ende des Leids sehnen.

Wir erkennen, dass Christen und Christinnen sich in von Gewalt, Ungerechtigkeit, Militarismus, Rassismus, Kastenwesen, Intoleranz und Diskriminierung geprägten Systemen häufig mitschuldig machen. Wir bitten Gott, dass er uns unsere Sünden vergeben und uns verwandeln möge in Streiter und Streiterinnen für Gerechtigkeit und gerechten Frieden. Wir appellieren an Regierungen und andere Gruppen, die Religion nicht weiter als Vorwand für die Rechtfertigung von Gewalt zu benutzen.

Gemeinsam mit Partnern anderer Religionen haben wir erkannt, dass Friede ein Grundwert aller Religionen ist und dass die Verheißung von Frieden allen Menschen gilt, egal, welcher Tradition sie angehören und worauf sie ihr Leben gründen. Durch eine Intensivierung interreligiöser Dialoge versuchen wir, in diesen Fragen Gemeinsamkeiten mit allen Weltreligionen zu finden.

Wir sind geeint in unserem Bestreben, dass Krieg illegal werden sollte. In unserem Ringen um Frieden auf Erden sind wir mit unseren unterschiedlichen Kontexten und geschichtlichen Prägungen konfrontiert. Wir erkennen, dass verschiedene Kirchen und Religionen sehr unterschiedliche

Sichtweisen im Blick auf den Weg zum Frieden einbringen. Einige von uns sehen persönliche Bekehrung und Moral, das Ja zu Gottes Frieden in unserem Herzen als Ausgangspunkt und Grundlage für die Herstellung von Frieden in Familie, Gemeinschaft, Wirtschaft wie auch auf der ganzen Erde und unter den Völkern. Einige sehen es als notwendig an, sich als Vorbedingung für die Schaffung von Frieden zunächst auf gegenseitige Unterstützung und Korrektur im Leib Christi zu konzentrieren. Einige treten dafür ein, dass die Kirchen sich zusammen mit sozialen Bewegungen engagieren und öffentlich Zeugnis ablegen. Jeder dieser Ansätze hat seine Vorzüge; sie schließen sich nicht gegenseitig aus. De facto sind sie untrennbar miteinander verbunden. Selbst in unserer Vielfalt können wir mit einer Stimme sprechen.

Friede in der Gemeinschaft

Die Kirchen lernen die komplexen Aspekte des gerechten Friedens durch ihre Auseinandersetzung mit den vielfältigen Formen von Ungerechtigkeit und Unterdrückung kennen, die sich überschneiden und im Leben vieler Menschen gleichzeitig gegenwärtig sind. Mitglieder einer Familie oder Gemeinschaft können unterdrückt werden und gleichzeitig selbst andere unterdrücken. Die Kirchen müssen dabei helfen, die Entscheidungen, die täglich getroffen werden müssen, um Missbrauch zu beenden und Menschenrechte, Geschlechtergerechtigkeit, Klimagerechtigkeit, wirtschaftliche Gerechtigkeit, Einheit und Frieden zu stärken, bewusst zu machen. Die Kirchen müssen auch weiterhin gegen Rassismus und Kastenwesen als entmenslichende Realitäten in der heutigen Welt vorgehen. Desgleichen muss Gewalt gegen Frauen und Kinder als Sünde benannt werden. Ferner müssen bewusste Anstrengungen zur umfassenden Integration von Menschen mit Behinderungen unternommen werden. Fragen der Sexualität spalten die Kirchen und daher ersuchen wir den ÖRK, geschützte Räume zu schaffen, in denen über die trennenden Fragen menschlicher Sexualität gesprochen werden kann. Kirchen haben auf allen Ebenen die Verantwortung, das Recht auf Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen zu unterstützen und zu schützen und denjenigen Asyl anzubieten, die sich Militarismus und bewaffneten Konflikten entgegenstellen und widersetzen. Die Kirchen müssen gemeinsam ihre

Stimme erheben, um unsere christlichen Brüder und Schwestern sowie alle Menschen, die aus Gründen religiöser Intoleranz diskriminiert und verfolgt werden, zu schützen. Friedenserziehung muss künftig eine zentrale Rolle in den Lehrplänen aller Schulen, Seminare und Universitäten bekommen. Wir erkennen die friedensstiftende Fähigkeit junger Menschen an und rufen die Kirchen auf, Netzwerke von Diensten des gerechten Friedens zu entwickeln und zu stärken. Die Kirche ist aufgerufen, öffentlich für ihre Anliegen einzutreten und der Wahrheit über die engen Mauern der Kirche hinaus Gehör zu verschaffen.

Friede mit der Erde

Die Umweltkrise ist eine zutiefst ethische und spirituelle Krise der Menschheit. Wir erkennen an, dass die Menschen der Erde mit ihrem Verhalten Schaden zugefügt haben, und bekräftigen unser Bekenntnis zur Bewahrung der Schöpfung und zu dem Lebensstil, den uns dies abverlangt. Unsere Sorge um die Erde und unsere Sorge um die Menschheit gehören zusammen. Natürliche Ressourcen und gemeinsame Güter der Menschheit wie Wasser müssen gerecht und nachhaltig miteinander geteilt werden.

Gemeinsam mit der globalen Zivilgesellschaft appellieren wir an Regierungen, all unsere wirtschaftlichen Aktivitäten radikal umzustrukturieren, mit dem Ziel, eine ökologisch nachhaltige Wirtschaft auf den Weg zu bringen. Der übermäßige Verbrauch fossiler Brennstoffe und CO₂-Emissionen müssen dringend auf ein Niveau reduziert werden, das eine Begrenzung des Klimawandels ermöglicht. Die ökologische Schuld der Industrieländer, die für den Klimawandel verantwortlich sind, muss bei den Verhandlungen über die Anteile bei den CO₂-Emissionen und die Pläne für die Anpassungskosten berücksichtigt werden.

Die Nuklearkatastrophe von Fukushima hat einmal mehr bewiesen, dass wir nicht länger auf Atomstrom als Energiequelle zählen dürfen. Wir lehnen Strategien wie die Ausweitung der Produktion von Agrotreibstoffen ab, die zum Nachteil der Armen ist, weil sie in Konkurrenz zur Herstellung von Nahrungsmitteln tritt.

Friede in der Wirtschaft

In der globalen Wirtschaft gibt es viele Beispiele für strukturelle Gewalt, die nicht durch den direkten Einsatz von Waffen oder physischer Gewalt charakterisiert ist, sondern durch die passive Hinnahme weit verbreiteter Armut, von Handelsverzerrungen und fehlender Gleichberechtigung zwischen Angehörigen verschiedener Gesellschaftsklassen und zwischen Ländern. Im Gegensatz zum ungebremsen Wachstum – der Vision des neoliberalen Systems – entfaltet die Bibel eine Vision von einem Leben in Fülle, ungeachtet von geographischer Region, Lebensumfeld, Geschlechtszugehörigkeit, sexueller Orientierung, Alter, Leistungsfähigkeit, Rasse, ethnischer Zugehörigkeit oder Religion. Die Kirchen müssen lernen, effizienter für die vollständige Umsetzung von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Rechten als Grundlage für „eine Wirtschaft im Dienst des Lebens“ einzutreten.

Es ist ein Skandal, dass gewaltige Geldsummen für Militärhaushalte, die Lieferung von Waffen an Verbündete und den Waffenhandel ausgegeben werden, während dieses Geld dringend für die Beseitigung von Armut in aller Welt und die Finanzierung einer ökologisch und sozial verantwortlichen Neuausrichtung der Weltwirtschaft gebraucht würde. Wir rufen die Regierungen dieser Welt dringend auf, unverzüglich Maßnahmen zu ergreifen, um ihre finanziellen Mittel in Programme umzuleiten, die nicht Tod, sondern Leben bringen. Wir ermutigen die Kirchen, gemeinsame Strategien, die auf eine Reform der Wirtschaft ausgerichtet sind, zu beschließen. Die Kirchen müssen wirksamer der unverantwortlichen Konzentration von Macht und Reichtum sowie der Geißel der Korruption entgegenreten. Zu den Schritten auf dem Weg zu gerechten und verantwortlichen Volkswirtschaften gehören effizientere Regeln für den Finanzmarkt, die Einführung von Steuern auf Finanztransaktionen und gerechte Handelsbeziehungen.

Friede zwischen den Völkern

Die Geschichte führt uns, insbesondere im Zeugnis der historischen Friedenskirchen, vor Augen, dass Gewalt gegen den Willen Gottes ist und keine Konflikte lösen kann. Aus diesem Grund gehen wir über die Lehre

vom gerechten Krieg hinaus und bekennen uns zum gerechten Frieden. Voraussetzung dafür ist, dass Konzepte nationaler Sicherheit, die sich exklusiv auf die eigene Nation konzentrieren, zugunsten der Sicherheit für alle überwunden werden. Dazu gehört, dass Tag für Tag daran gearbeitet werden muss, Ursachen von Gewalt vorzubeugen, das heißt, sie zu vermeiden. Viele praktische Aspekte des Konzepts des gerechten Friedens erfordern Diskussion, Urteilsfindung und weitere Ausarbeitung. Wir ringen weiter um die Frage, wie unschuldige Menschen vor Ungerechtigkeit, Krieg und Gewalt geschützt werden können. In diesem Zusammenhang stellen wir uns tiefgreifende Fragen zum Konzept der „Schutzverantwortung“ und zu dessen möglichem Missbrauch. Wir rufen den ÖRK und seine Partnerorganisationen dringend auf, ihre Haltung in dieser Frage weiter zu klären.

Wir treten für vollständige nukleare Abrüstung und die Kontrolle der Weiterverbreitung von Kleinwaffen ein.

Wir als Kirchen sind in der Lage, die Mächtigen Gewaltfreiheit zu lehren – wenn wir es nur wagen. Denn wir folgen dem Einem nach, der als hilfloses Kind in die Welt kam, der am Kreuz gestorben ist, der uns gesagt hat, dass wir unsere Schwerter beiseite legen sollen, der uns gelehrt hat, unsere Feinde zu lieben, und der von den Toten auferweckt wurde.

Auf unserem Weg zum gerechten Frieden ist eine neue internationale Agenda aufgrund des Ausmaßes der Gefahren, die uns von allen Seiten bedrohen, von größter Dringlichkeit. Wir wenden uns an die ökumenische Bewegung als Ganze und insbesondere an die Verantwortlichen für die Planung der ÖRK-Vollversammlung, die 2013 in Busan (Korea) unter dem Thema „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“ stattfinden wird, und rufen sie auf, dem gerechten Frieden in all seinen Dimensionen höchste Priorität zu geben. Materialien wie *Ein ökumenischer Aufruf zum gerechten Frieden* und der *Begleiter auf dem Weg zum gerechten Frieden* können eine Hilfestellung auf dem Weg nach Busan sein.

Dank und Lob sei dir, o dreieiniger Gott: Ehre sei dir und Friede deinem Volk auf Erden. Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden. Amen.

TERMINE

8. Oktober 2011 Coesfeld

Diözesanversammlung von Pax Christi im Bistum Münster

Thema: Geschwisterlichkeit- Ökumene- Friedensengagement

Endlich Aufbruch der Kirche? Mit dem Referenten Prof. Norbert Mette

Ort: Kolpingbildungsstätte zu Coesfeld

Zeit: Beginn 9. 30 h

(vgl. Text der Ausschreibung im Innenteil dieser Ausgabe)

28. bis 30. Oktober 2011

Delegiertenversammlung in Fulda

3. November 2011 Münster

„Klimawandel als Sicherheitsbedrohung – realistische Einschätzung oder Panikmache?“

In Kooperation mit dem Franz Hitze-Haus.

Referentin: Sonja Vieten von der Universität Wuppertal

Ort: Franz Hitze-Haus Münster

Zeit: 18.30 bis 21 Uhr

Anmeldung im Büro oder im Franz Hitze-Haus

18. November 2011 Münster

13. Politisches Nachtgebet zu Münster

„Ich schließe für sie an jenem Tag mit den Tieren des Feldes, den Vögeln des Himmels und dem Gewürm des Erdbodens einen Bund. Bogen und Schwert und Krieg breche ich weg aus dem Land und lasse sie in Sicherheit wohnen.“ (Hosea 2,20)

Predigt: Rainer Hagencord (Leiter des Institutes für Zoologie und Theologie)

Ort: Petrikirche zu Münster (Johannisstraße)

Zeit: Beginn 19.30 h

3. Dezember 2011 Kevelaer

Studientag der Region Niederrhein

„Aufbruch der Kirche in eine neue Zeit?!

Studientag zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965)

„Frische Luft soll in die Kirche herein“ – so seinerzeit Papst Johannes XXIII.

Ein mächtiger Wind drang in die Kirche hinein, der diese grundlegend veränderte.

Die Kirche nahm nach Zeiten der Abschottung die Probleme der Moderne in den Blick. Das ist das große Verdienst des Zweiten Vatikanischen Konzils, das ohne die Person Johannes XXIII. so nicht stattgefunden hätte.

Vorgeschichte, Ablauf, wesentliche Konzilsaussagen und die Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils stehen im Mittelpunkt des Studientages.

Referenten: geistliche Beirätin Veronika Hüning und Friedensarbeiter Ernst Dertmann

Ort: Priesterhaus zu Kevelaer

Zeit: 9.30 h

Anmeldung im Büro

14. 1. 2012 Recklinghausen

Friedensgottesdienst in Recklinghausen

Ort: Gasthauskirche zu Recklinghausen

Beginn: 16 h

Anschließend geselliges Beisammensein im Gasthaus

21. 1. 2012 Freckenhorst

Studientag der Region östliches Münsterland

„...sind auch Freude und Hoffnung der Jünger Christi“ (gaudium et spes 1) - Mit-Betroffenheit und Compassion - Fermente christlicher Praxis?

Referent: Prof. Hermann Steinkamp

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

Zeit: Beginn 9.30 h

Anmeldung in der LVHS Freckenhorst

24. 2. 2012 Münster

Flüchtlingstag 2012

Thema: Die Katholische Kirche und die Flüchtlingsfrage

- Das II. Vatikanische Konzil (1962-65) hat mit Papst Johannes XXIII. und Papst Paul VI. einen Perspektivenwechsel in den Fragen der Menschenrechte und damit auch der Flüchtlinge vorgenommen.
- Was sagen die Dokumente des II. Vatikanischen Konzils zur Frage der Menschenrechte und der Flüchtlinge aus?
- Welche Wirkungsgeschichte haben die Aussagen des Konzils, was folgte, welche Aussagen und Konsequenzen wurden in der Katholischen Kirche gezogen?
- Welche Relevanz haben die Aussagen in den Dokumenten für die Folgezeit?
- Welche konkreten Schritte folgten? Was hat sich in den Aussagen der katholischen Kirche zu Menschenrechts- und Flüchtlingsfragen verändert?
- Vor dem Hintergrund der Aussagen des Konzils und der daraus resultierenden Dokumente: Welche Konsequenzen, Handlungsweisen und Aufgaben ergeben sich für uns als Christinnen und Christen heute in Deutschland und Europa

Referent: Pfr. Norbert Arntz

Ort: Liudgerhaus zu Münster

Zeit: 17.00 bis 21 h

Anmeldungen im Büro (die Ausschreibung erfolgt noch)

GEDANKEN

Jesus Christus

*Mit dir will ich aufstehen
Gegen Not und Tod
Gegen Folter und Leiden
Gegen Armut und Elend
Gegen Hass und Terror
Gegen Zweifel und Resignation
Gegen Unterdrückung und Zwang*

*Mit dir will ich aufstehen
Gegen alles, was das Leben hindert
Mit dir will ich einstehen
Für alles, was das Leben fördert*

*Sei du mit mir
Damit ich aufstehe mit dir*

Anton Rotzetter